

Volks-Tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 837 b des 16. Nachtrages zur Zeitungspreislifte.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure:
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 9.

Sonnabend, den 1. Oktober 1887.

I. Jahrgang.

Inhalt:

Maschinerie und Großproduktion. — Zur Arbeiterfrage auf dem Lande. — Das französische Bauernproletariat. — Eine Enquete über Gefängnisarbeit. — Der Kampf gegen die Volksbildung.

Meine arme Maria. Novelle. — Ueberlebte. Eine kulturhistorische Plauderei. — Die Schicksale der Berliner Buchbinderbewegung.

Politische Nachrichten. — Kleine Mitteilungen. — Literarisches. — Arbeiterbewegung.

An unsere Leser!

Vielseitigen Wünschen entsprechend, wie sie uns sowohl von Berliner Lesern als auch von außerhalb zuzingen, haben wir uns entschlossen, der

„Berliner Volks-Tribüne“

den Charakter eines

Wochenblattes

zu erhalten.

Ein Wochenblatt wird seinen Lesern immer viel Gründlicheres bieten können wie ein tägliches Organ und da es uns in erster Linie auf eine gründliche Behandlung der sozialen Frage ankommt, so gedenken wir in der alten, uns und unseren Lesern lieb gewordenen Weise, der Sache der Arbeiter weiter zu dienen.

Mögen uns darin unsere Leser auch in der alten Weise weiter unterstützen.

Die Maschinerie und die Großproduktion.

In allen Ländern mit moderner Produktionsweise giebt es eine zeitweilig überschüssig gemachte Bevölkerung, welche vergeblich nach Arbeit sucht. Da bei uns die Arbeitsstatistik ganz im Argen liegt, so sind genauere, offiziell bestätigte Angaben über die Größe dieser industriellen Reservearmee leider nicht möglich. Günstiger liegt hier das Verhältnis in den Vereinigten Staaten. Das nationale statistische Arbeitsbureau hat die Zahl der Beschäftigungslosen vor zwei Jahren, in einem Durchschnittsjahr, auf eine Million geschätzt. Die Berichte des Arbeitsbureaus von Pennsylvania stellen — wie wir schon einmal erwähnten — fest, daß die Arbeiter durchschnittlich ein Viertel, ja ein Drittel der Werkstage im Jahr gezwungen feiern müssen. Die „Saison“-Arbeit ist in Amerika ausgeprägter als sonst irgendwo in der Welt. Die Bestellungen kommen plötzlich, es wird mit dem Aufgebot aller Kräfte drauf los gearbeitet, in Kurzem ist der Nachfrage Genüge geleistet und die Arbeiter werden „abgelegt.“ Was aus ihnen wird, darum kümmert sich kein Mensch.

Die Ursachen dieser Erscheinung sind hauptsächlich in der geradezu rasenden Schnelligkeit zu suchen, mit welcher die Arbeit sparende Maschinerie eingeführt und verbessert wird. Die menschliche Arbeitskraft steht in diesem Lande vergleichsweise noch immer etwas hoch im Preise, daher also auch die Anreizung, sie durch mechanische zu ersetzen, eine sehr starke ist. Der Amerikaner experimentirt beständig mit Maschinerie, er sucht fortwährend auszufüteln, wie er den Menschen durch ein Stück Werkzeug ersetzen kann, das auf mechanischem Wege in Thätigkeit gesetzt werden kann oder zu seiner Bedienung nur ein Kind nöthig hat, während zuvor ein oder mehrere Männer nöthig waren.

In dem Jahrzehnt von 1870 bis 1880 stieg die Anwendung von Motoren in der Industrie von 2 300 Millionen Pferdekräften auf 3 600 Millionen, eine Zunahme von ungefähr 55 Prozent. Die Zahl der Arbeiter aber nahm trotz der starken Zunahme der Bevölkerung nur um

41 pCt. zu, während sie im vorigen Jahrzehnt über 100 pCt. betrug. In einer ganzen Reihe von Industrien, deren Produkte bedeutend stiegen, fiel die Zahl der Arbeiter absolut.

Was für die Industrie, das gilt auch für die Landwirtschaft. Im Jahre 1870 war das Verhältnis der Ackerbau-Bevölkerung zu der städtischen wie 47 zu 43. Zehn Jahre später umfaßte erstere nur 40 unter 100 und dabei verfiel sie nicht nur die größere Industrie-Bevölkerung mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen, sondern der Export stieg außerdem noch gewaltig.

Der bekannte ökonomische Schriftsteller David A. Wells giebt in einem Artikel einer englischen Revue weitere Illustrationen dieser Art. Er sagt u. A.: „Die Benutzung des Dampfes in See- und Ueberlandverkehr hat viele Arbeitskräfte entbehrlich gemacht. Im Jahre 1870 waren in der britischen Dampf-Handelsmarine auf 1000 Tonnen noch 47 Arbeitskräfte erforderlich, in 1884 nur noch 28, eine Abnahme von 40 Prozent. Die Kosten des Getreidetransportes von New-York nach Liverpool haben sich seit 1860 um die Hälfte vermindert, auf den amerikanischen Eisenbahnen ist der Transportpreis seit 1860 von 2,5 Cts. per Tonne und Meile auf 1,05 Cts. in 1885 gesunken. Die Erfindung der Herstellung von billigem Stahl hat die Betriebskosten der Eisenbahnen vermindert. In allen Industrien ist Handarbeit durch Maschinen ersetzt und die Herstellungskosten sind verringert worden; in den Baumwoll-Spinnereien der Vereinigten Staaten um 32 bis 50 Prozent im Verlauf von nur 10 Jahren. Im Jahre 1840 fertigte der Arbeiter der Spinnereien in Rhode Island bei dreizehn- bis vierzehnstündiger Arbeit 9600 Yards Sheetting im Jahr, jetzt bringt er es bei zehnstündiger Arbeit auf 30 000. In allen Erwerbszweigen ist die Zahl der Arbeiter vermindert worden. In der Schuh- und Stiefel-Fabrikation verrichten jetzt 600 Mann, was vor fünfzehn oder zwanzig Jahren 2145 leisteten. Dies sind nur einige Beispiele von vielen.“

„Die Maschinerie schlägt dem Arbeiter das Brod aus der Hand“ — sie entwerthet seine Geschicklichkeit und vereitelt seine Anstrengungen, sich aus einer gewissen Lebenslage zu erheben. Sehen wir aber genauer zu, so ist es bloß der Besitz der Maschine in den Händen der Leute, von denen der besitzlose Arbeiter Beschäftigung verlangen muß. Welcher Segen für die Massen wäre es gewesen, wenn die 1300 Millionen Pferdekräfte, welche dem Betrieb der Maschinerie innerhalb eines Jahrzehnts hinzugefügt wurden, wirklich ihnen zu Diensten gestanden hätten, anstatt daß sieben Achtel davon weniger als 20 000 Kapitalisten gehören? Wäre das der Fall, welche ungeheure Menge von Genussmitteln hätten sie sich beschafft und trotzdem ihre Arbeitslast vermindert?

So aber ist ihr Einkommen thatsächlich gesunken und die Verbilligung der Waaren, die als Folge der vermehrten Produktion eingetreten und ihnen wenigstens zum Theil zu gute gekommen wäre, ist wieder aufgehoben durch die Thatsache, daß die Ueberschüssigmachung von Arbeitern in der Produktion die Zahl der Unproduktiven im Zwischenhandel kolossal vermehrt, die bei geringen Umsätzen auf hohe Preise halten müssen, um nur bestehen zu können. Und was die Arbeitszeit anbelangt, so ist die Verkürzung in jenem Jahrzehnt kaum eine nennenswerthe gewesen, so daß also auch nach dieser Richtung eine Compensation für die Arbeiter nicht heraus kam.

Bei alledem sind die Arbeiter längst nicht mehr die Feinde der Maschinerie, die sie einst waren. Die Angstgefühle unter ihnen begründen im Gegenteil jeden technischen Fortschritt, selbst wenn er für den Augenblick ihre Existenz in Frage stellt. Aber sie ertragen das mit dem festen Bewußtsein, daß der Tag kommen wird, wo die Maschinerie nicht mehr von einzelnen Kapitalisten monopolisirt und ihnen nicht mehr das Brod aus der Hand schlagen wird; daß sie in den Dienst der gesellschaftlich organisirten Industrie gestellt werden wird und dann wirklich dazu dienen wird, wozu sie soll: den Menschen von der Last der Frohnarbeit um den bloßen Lebensunterhalt zu befreien und ihm die Muse zu gewähren, die ihm gestattet, sich zu belehren und zu genießen, was ihm die Erde bieten kann.

An der Verwirklichung dieses Zustandes haben nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Kleingewerbetreibenden das dringendste Interesse. Die Kleingewerbetreibenden sind heute freilich noch nicht alle Proletarier, da sie nicht nur über ihre Arbeitskraft, sondern immer noch über einen kleinen Besitz verfügen. Aber Stück für Stück dieses Besitzes wird ihnen von der industriellen Entwicklung genommen, sie werden Mann für Mann expropriirt und ihr endliches Schicksal fällt daher zusammen mit dem Schicksal der besitzlosen Arbeiter.

Ueber den Auslöschungsprozeß des Kleingewerbes geben unter Umständen die Ausweise des Wiener Magistrats über die Eingänge der Erwerbssteuer sehr guten Aufschluß. Dieselben beweisen für das Gemeindegebiet Wien, daß mit einer geringen Zunahme der Steuereinnahmen eine Abnahme der Zahl der Erwerbssteuerpflichtigen Hand in Hand gehe. Dies war identisch mit einer Abnahme der Zahl der Gewerbetreibenden bei gleichzeitiger Zunahme der Produktion. Doch konnte man dies auf die Wirkung der Krisis schieben, mit der jene Erscheinung zeitlich zusammenfiel. Gegenwärtig liegen aber Daten vor, welche eine solche kleinliche Auffassung nicht mehr zulassen und es als gewiß erscheinen lassen, daß der Zusammenbruch des Gewerbes nicht eine zeitlich vorübergehende Erscheinung, sondern im normalen Verlauf unserer wirtschaftlichen Entwicklung begründet ist. Die folgenden Angaben beruhen auf dem von den Handels- und Gewerbekammern gesammelten Materiale und umfassen den Zeitraum von 1865 bis 1885.

Es ergibt sich daraus die allgemeine, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassende Thatsache, daß in dem genannten Zeitraum von 20 Jahren in Oberösterreich, Mähren, Böhmen und Steiermark die Haupthandwerke geradezu dezimirt wurden. Mähren, welches in industrieller Beziehung in dieser Zeit die größten Fortschritte gemacht hat, steht auch hierin an der Spitze; dann folgen der Reihe nach Oberösterreich, Böhmen und Obersteiermark. Letzteres bildet offenbar deshalb den Schluß des Reigens, weil es durch die Gebirge und die Schwierigkeiten der Kommunikation vor der unbraufenden Fluth des Kapitalismus länger geschützt blieb. Der höchste Ausfall zeigt sich bei den Schuhmachermeistern in Mähren, die von 4469 im Jahre 1865 auf 3723 im Jahre 1885 zurückgingen, während sich die Bevölkerung Mährens um 20 Prozent vermehrte. Die selbständigen Unternehmer im Schneidergewerbe in Oberösterreich schmolzen von 2650 im Jahre 1865 auf 1995 im Jahre 1885 zusammen, die Schneider im Pilsener Bezirke in Böhmen von 2051 auf 1501, die Schneider in Obersteiermark von 591 auf 529. In diesen Gewerben bedurfte es nicht einmal der Maschinen, um den Kleinbetrieb zu erdrücken, denn offenbar waren es hier die fortgeschrittene Arbeitsteilung und die Herrschaft der Konfektion an Stelle der auf das Kundengeschäft gestützten Werkstättenarbeit, welche diesen Auslöschungsprozeß herbeiführten.

In Mähren, wo der Zerlegungsprozeß überhaupt am raschesten sich vollzog, waren es folgende zehn Gewerbe, welche in der angegebenen Reihenfolge den größten Rückgang erlitten: die Schuhmacher, Schneider, Bäcker, Schloffer, Hafner, Kürschner, Böttcher, Seiler, Seifensieder, Glaser; in Oberösterreich: Schneider, Schuhmacher, Bäcker, Binder, Delpresser, Hafner, Brauer, Leberer, Kürschner, Seifensieder; im Pilsener Bezirk: Schneider, Schuhmacher, Bäcker, Binder, Hafner, Rothgerber, Kürschner, Lebzelter, Seifensieder, Drechsler; dann in Obersteiermark: die Schneider, Rothgerber, Lebzelter, Schloffer, Brauer, Hafner, Kürschner, Binder, Weißgerber, Buchbinder.

Wenn es so das Schicksal des Handwerks ist, proletarisirt zu werden, welche eine Verleumdung aller Verhältnisse gehört dazu, wenn die Handwerker trotzdem gegen die proletarische Politik aufstehen? Die heutige Entwicklung nimmt — mit oder ohne Innungen — den Handwerkern alles, was sie besitzen. Sollten sie da nicht für die Bestrebungen eintreten, welche den wirklichen Produzenten in Zukunft wieder zu Wohlstand und Bildung verhelfen wollen?

Arbeiter-Hygiene in der Landwirtschaft.

Unter diesem Titel erschien vor Kurzem eine Broschüre, von dem österreichischen Gewerbe-Inspektor Edmund Feyerfeil verfasst; derselbe hat bereits in dem letzten Berichte über seine Thätigkeit als Gewerbe-Inspektor auf die traurigen Verhältnisse der landwirtschaftlichen Arbeiterbevölkerung hingewiesen, zu deren Abstellung er in Folge des Mangels entsprechender gesetzlicher Bestimmungen nichts Anderes thun kann, als Vorschläge zu geben, deren Erfüllung vom „guten Willen“ der ländlichen Besitzer abhängig ist.

Wie in England in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts und fortgesetzt bis zum heutigen Tage, wie seit Eröffnung der Schutzpolitik in Deutschland, hat in Oesterreich seit Beginn des Regiments Taaffe der Großgrundbesitz seine besonderen Interessen durch eine vorübergehende scheinbare Vertretung der Bedürfnisse der Arbeiter in der Industrie zu fördern gesucht. Je enger die Verbindung des Großgrundbesitzes mit den Traditionen des Feudalsystems ist, je mehr der historische Adel mit seinen ererbten Vorurtheilen und Ansprüchen im Großgrundbesitz vorherrscht, desto ausgeprägter ist der Gegensatz zwischen dem großen Besitz in der Landwirtschaft und in der Industrie. So einig alle Besitzer gegenüber dem Sozialismus sind, der die Grundlagen des Privatbesitzes überhaupt bedroht, so gerne sind beide Gruppen des Besitzes bereit, gewisse Anforderungen der Arbeiter, welche ohne Gefährdung des modernen Besitzrechtes erfüllbar sind, jeweilen auf Kosten der anderen Gruppe zu realisieren. Darum waren die Tories in England voll Humanität, wenn es sich um die übermäßige Ausbeutung der Industriearbeiter handelte, während sie sich der entsetzlichen Nothlage der ländlichen Arbeiterbevölkerung gegenüber merkwürdig hartherzig verhielten. Und auch in Deutschland sind die landwirtschaftlichen Arbeiter bekanntlich die letzten, welche der „Segnungen“ der Sozialreform theilhaftig werden. In Oesterreich ist der maßgebende Einfluss des Großgrundbesitzes seit der Uebernahme der Regierung durch den Grafen Taaffe unbestrittener als irgendwo; schon die durch den „Liberalen“ Schmerling hergestellte Wahlordnung gewährt dem Großgrundbesitz ein solches Privileg, daß er unter jeder Regierung ein ausschlaggebender Faktor sein muß. Unter den liberalen Regierungen brachte der Großgrundbesitz seinen Einfluss dadurch zur Geltung, daß er die Entwicklung der politischen Freiheit, wie sie in den Staatsgrundgesetzen vorgezeichnet war, verhinderte und daß er einen entschiedenen Kampf gegen den Merkantilismus, vor Allem gegen dessen ungeheuren Besitz, nicht zuließ. Der wirtschaftlichen Freiheit im Sinne des Liberalismus setzt nur der feudale gefürchtete Theil des Großgrundbesitzes Widerstand entgegen, da der neu sich entwickelnde Großgrundbesitz auf kapitalistischer Basis in der Zerstückelung und Freitheilbarkeit der Bauerngüter die Vorbedingungen für sein eigenes Wachstum fand.

Taaffe brachte aber den feudalen Theil des Großgrundbesitzes zur Herrschaft; es war dies deshalb leichter, da bei der geringen Zahl der Stimmen, auf die es bei den Großgrundbesitzwahlen ankommt, der Hof durch sein Machtwort die Majorität zur Minorität zu degradieren vermag. Wenigstens ist das im böhmischen Großgrundbesitz der Fall, wo die Liberalen früher die Majorität ohnehin nur durch Scheinkäufe und Theilungen von Gütern erwerben konnten.

Der vom alten Adel geführte Großgrundbesitz prägt der wirtschaftlichen Gesetzgebung unter Taaffe's Regierung den Stempel auf; wenn er auch nicht die beabsichtigten einschneidendsten Maßnahmen zu Gunsten der Industriearbeiter durchsetzen konnte, da die liberale Opposition noch immer stark ist, und in diesen Fragen auch im Lager der Majorität Bundesgenossen findet — Großgrundbesitzer, welche auch als Industrielle thätig sind — so verdankt doch Oesterreich der parlamentarischen Herrschaft dieser Gruppe seine relativ hochentwickelte Arbeiterschutzgesetzgebung der letzten Jahre. Die Rehrseite davon ist aber die völlige Schutzlosigkeit der ländlichen Arbeiterbevölkerung, die um so weniger eine Entschuldigungsverduldung finden kann, als in Oesterreich ein so reicher Grundbesitz besteht, wie außer Russland kein kontinentaler europäischer Staat aufzuweisen hat; Fürst Schwarzenberg hat eine Grundfläche als Eigenthum, größer als mancher deutsche Bundesstaat, der souveräne Fürst Liechtenstein, Erzherzog Albrecht, der Onkel des Kaisers, der Kaiser selbst, verfügen über kolossalen Landbesitz.

Die Löhne der Landarbeiter sind aber so gering, daß sie als wahre Hungerlöhne bezeichnet werden können; ihre Wohnungen, ihre Ernährung, ihre Versorgung in Krankheit und Alter sind gleich erbärmlich. Hierzu kommt noch, daß mit der zunehmenden Verwendung von Maschinen in der Landwirtschaft die Gefahren für das Leben der Arbeiter sich rapid steigern, ohne daß durch Schutzvorrichtungen entgegen gewirkt würde. Warum greift nun der Staat nur bei der Industrie durch gesetzliche Vorschriften und durch eigens zu dem Zwecke angestellte Beamte zum Schutze des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter ein? Daß die Gefahren bei der Landwirtschaft bedeutende sind und noch zunehmen, daß zahlreiche Unfälle vorkommen und daß die Verunglückten und Hinterbliebenen im tiefsten Elende verkommen, das hat derselbe Gewerbe-Inspektor, der die oben erwähnte Broschüre schrieb, in seinem letzten Berichte mit dem Ausdrucke des Bedauerns darüber konstatiert, daß er außer Stande gesetzt sei, den bedauernswerthen Opfern dieser Unfälle zu helfen, da dies seinen amtlichen Wirkungsbereich überschreite. Wie wenig aber mit guten Worten geholfen ist, daß beweisen die Erfahrungen in der Fabrikindustrie und die daraus entstandene Noth-

wendigkeit, auf dem Wege des gesetzlichen Zwanges Abhilfe zu schaffen.

Es ist kein anderes Motiv für die Außerachtlassung der notwendigen Schutzmaßnahmen für die ländliche Arbeiterbevölkerung zu finden, als das in der gegenwärtigen parlamentarischen Majorität Oesterreichs maßgebende Interesse des Großgrundbesitzes, der die Schutzbedürftigkeit der Arbeiter nur dort anerkennt, wo sie ihm keine Kosten verursacht. Die Broschüre über die „Arbeiterhygiene in der Landwirtschaft“ ist in dieser Hinsicht nicht bloß für Oesterreich werthvoll, sondern überall, wo der Schutz der ländlichen Arbeiter noch ein ungelöstes Problem ist. Der Verfasser giebt darin Aufschlüsse über die wichtigsten Beziehungen, in welchen die ländlichen Arbeiter des Schutzes bedürfen, und wenn dieselben auch als Rathschläge an die Unternehmer und als Mittheilungen für die landwirtschaftlichen Vereine gedacht sind, so können sie doch auch einer gesetzlichen Regelung dieser Verhältnisse als Grundlage dienen.

Die Meinung, welche der Verfasser der Broschüre in der Vorrede ausdrückt, „daß es nur einer Anregung bedarf, um der Erkenntniß, daß hiermit nur Gutes beabsichtigt wird, auch die That folgen zu lassen,“ theilen wir aus den oft angeführten Gründen nicht im Entferntesten, wir versprechen uns deshalb von solchen Broschüren keinen unmittelbaren Erfolg, aber sie haben den unbestreitbaren Werth, daß sie auf die wunden Stellen hinweisen, die geheilt werden sollen. Auch die Hygiene im weiteren Sinne, insbesondere die Wohnungsverhältnisse der ländlichen Arbeiterbevölkerung, bedürfen des Eingreifens der öffentlichen Gewalt. In dem Berichte der österreichischen Gewerbe-Inspektoren für das Jahr 1885 wird auf die elenden Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse der Arbeiter hingewiesen und hierbei namentlich die landwirtschaftlichen Gesindestuben in folgender Weise geschildert: „Eine solche Gesindestube — gekocht, geheizt wird gewöhnlich mit Reisig und anderen raucherzeugenden Materialien — stellt sich dar als ein niedriges mit einem oder zwei kaum sichtbaren Fenstern versehenes Lokal, mit Lehm- oder Ziegelboden, und einem für die Bewohnerzahl absolut unzureichenden Luftraum. Glücklich kann sich derjenige schätzen, dem der Stall als Schlafstelle zugewiesen wird, denn für die Thiere erscheint ungleich besser vorgeföhrt. Derartige Arbeiterwohnungen sind der Herd der Epidemien, der Unsitlichkeit und der Unzufriedenheit, welche letztere, gesteigert durch den Mangel an schmackhaft zubereiteten Speisen, den Arbeiter aus der Wohnung in die Branntweinschenke treibt.“

Öffentlich lernen auch die ländlichen Arbeiter recht bald ihre Interessen verstehen und vertreten, so daß sie eine werthvolle Stütze der Arbeiterpartei werden, die bisher viel zu ausschließlich auf die industriellen Distrikte angewiesen war. Die ländlichen Arbeiter leiden vielfach noch mehr wie die städtischen unter den Folgen des heutigen Wirtschaftssystems, und wenn trotzdem für sie durch die Gesetzgebung noch weniger geschehen ist, so liegt dies lediglich an ihnen selbst, an ihrer geringen Aufklärung und an ihrer Organisationslosigkeit. Denn in der sozialen Gesetzgebung wird nichts „gegeben“, sondern nur genommen, nichts von oben bewilligt, sondern alles von unten erkämpft. So lange die ländlichen Arbeiter also nicht in den politisch-wirtschaftlichen Kampf eintreten, den das Industrieproletariat schon lange führt, werden sie auch weiter die alte Lage erdulden müssen.

Französisches Bauernproletariat.

In Frankreich und noch mehr im Auslande herrscht noch immer der Aberglaube, daß der französische Ackerbau vorwiegend von Kleinbauern betrieben wird, welche durch die große Revolution in den Besitz der adeligen Güter gelangten. „Die Gesellschaft für parzellirte Topographie“ ist jedoch nach sorgfältigen Ermittlungen über diesen Gegenstand zu ganz anderen Schlüssen gelangt. Jenen Ermittlungen zufolge zahlten zunächst 4 392 500 von den 8 547 285 Landbesitzern Frankreichs einen Grundsteuerbetrag von weniger als fünf Francs, einen Betrag, welcher sehr häufig gar nicht eintreibbar ist. Das jährliche Grundeigentum, welches diese Klasse von Besitzern versteuert, beläuft sich für jeden einzelnen derselben durchschnittlich auf 47 Francs und umfaßt im Ganzen noch nicht 5 pCt. des gesammten Ertrages der französischen Landwirtschaft.

Ihr schließt sich eine weitere Gruppe von 2 993 450 Grundbesitzern an, welche von 5 bis zu 30 Francs jährlich Grundsteuer zahlen; ihr Gesamteinkommen beläuft sich auf 22,5 pCt. des Ertrages der französischen Bodenkultur, was für jeden dieser Besitzer ein durchschnittliches Reineinkommen von 300 Francs ergibt.

Eine dritte Klasse zählt 1 905 850 Eigenthümer, die von 1 795 422 ländlichen Besitzungen einen Grundsteuerbetrag von 40 bis 300 Francs entrichten und zusammen 47 pCt. des Bodeneinkommens Frankreichs genießen. Das durchschnittliche Reineinkommen, ausschließlich der Entlohnung der persönlichen Thätigkeit, also die Bodenrente dieser Eigenthümer, bezieht sich nach der amtlichen, allerdings entgegenkommend niedrigen Veranschlagung auf 1730 Francs jährlich.

Nun kommen aber als letzte Reihe 65 525 Großgrundbesitzer, die aus 109 208 Gütern 25,4 pCt., also rund ein Viertel des nationalen Bodeneinkommens beziehen. Das wenigstens ist die amtliche Ertragsveranschlagung. Allerdings bleibt dieselbe erheblich weiter hinter der Wirklichkeit zurück, als die des kleinen und mittleren Eigenthums, dessen Ertrag leichter festzustellen ist. Bekannt-

lich haben die kleinen Grundbesitzer weder die Zeit, noch die Mittel, noch die Gelegenheiten, über welche die großen verfügen, um bei dem Einschätzungsverfahren ihr Interesse wahrzunehmen. Darf man in diesem aus diesen Umständen schließen, daß der Großgrundbesitz in Frankreich mehr einbringt, als die Behörden annehmen, so ist doch andererseits notorisch, daß er an und für sich einen bedeutend geringeren Ertrag als das kleine Eigenthum abwirft, weil ein erheblicher Theil seiner Besitzfläche aus Wäldern, Heiden, Seen, Mooren, Jagdgründen u. s. besteht. Obwohl also nach der amtlichen Schätzung diese 65 525 Grundbesitzer nur ein Viertel des Bodeneinkommens genießen, besitzen sie doch in Wirklichkeit einen viel größeren Bruchtheil des französischen Gebiets.

Zu dem gleichen Ergebnisse gelangt auch ein anderer Gelehrter, Toubeau, in der „Revue positive“ vom Juli 1882. Nach demselben befinden sich von den 50 Millionen Hektaren Landes, die Frankreichs Bodenschätze bilden, 40 Millionen in den Händen großer und mittlerer Eigenthümer, die ihre Güter nicht selbst bewirtschaften; 2 Millionen sind in Gütern von durchschnittlich etwa 200 Hektaren Umfang getheilt und werden von ihren Besitzern selbst bewirtschaftet; ebenso weitere 4 Millionen, in die sich etwa 2 Millionen Kleinbauern theilen — und die übrigen 4 Millionen sind in kleinen Fleckchen unter 5—6 Millionen Proletarier zerstückelt.

Aus dem Vorstehenden erhellt man, wie rasch die Accumulation des Grundbesitzes sich wieder vollzogen hat. 65 000 Personen besitzen vielleicht so ziemlich die Hälfte des Bodens Frankreichs. Ueber sieben Millionen von den 8 1/2 Millionen der „Grundbesitzer“ haben ein Einkommen von weniger als 300 Francs per Jahr.

Auch hier also eine handvoll größerer Unternehmer, die von der Mehrarbeit ihrer Lohnarbeiter leben und „ihre Güter nicht selber bewirtschaften“ — und daneben Millionen von landwirtschaftlichen Proletariern. Nur daß die landwirtschaftlichen Proletarier zum Scheine noch ein kleines Eigenthum haben. Wir sagen zum Scheine, denn in Wirklichkeit gehört das Stück Land, das sie mit ihrem Schweiß düngen, ihren Gläubigern und den Ausnutzern ihrer Arbeitskraft.

Eine Enquete über die Gefängnisarbeit in den Vereinigten Staaten.

Auch in der nordamerikanischen Union bereitet die heute übliche Art der Gefängnisarbeit der freien Arbeit und auch dem kleinen Unternehmertum eine schwere Konkurrenz. Alle Arbeitervereinigungen — die rein gewerkschaftlichen wie die mehr politisch gefärbten — beschäftigen sich daher mit dieser Frage, die nunmehr auch eine amtliche Behandlung durch das nationale statistische Arbeitsbureau gefunden hat. Der kürzlich ausgegebene zweite Jahresbericht enthält eine, wie es scheint, sehr genaue Darstellung der verschiedenen Systeme der Gefängnisarbeit und der Wirkung, welche sie als Konkurrentin gegenüber dem „freien“ Lohnarbeiter ausübt.

Es sind demnach vier verschiedene Systeme der Sträfungsbeschäftigung in den Gefängnissen dieses Landes in Anwendung: das, wie man sich ausdrückt, Kontrakt-, Stückpreis-, öffentliche Abrechnungs- und Verpachtssystem. Das erstere herrscht am meisten vor. Gewöhnlich wird von den Gefängnis-Beamten öffentlich zur Einreichung von Angeboten für die Verwendung der Gefangenen aufgefordert; das höchste sichere Angebot erhält den Kontrakt. Das Stückpreis-System ist eine Abänderung des Kontraktsystems, insofern als der Kontraktor mit den Gefangenen nichts zu thun hat. Der Kontraktor liefert den Gefängnis-Angestellten das zur Verarbeitung fertige Material und bezahlt die fertige Arbeit per Stück zum vorausbestimmten Preise. Bei dem öffentlichen Abrechnungssystem arbeiten die Sträflinge unter Aufsicht der Beamten zum Besten des Staates! Das Verpachtssystem überläßt die Gefangenen ganz den Kontraktoren, welche eine spezifizierte Summe für dieselben zu entrichten haben.

Die Gesamtzahl der von den Agenten untersuchten Anstalten beträgt 214 und in ihnen befanden sich 64 348 Gefangene, von denen 58 454 Männer und 5895 Frauen waren. Von der Gesamtzahl waren 45 277 produktiv beschäftigt, 15 100 verrichteten Haushaltungs- und andere Dienste für die Anstalten selbst und 3972 waren krank oder unbeschäftigt. Der Staat New-York hatte mit 9709 die größte Zahl von Gefangenen, Washington Territory die kleinste, nämlich nur 82. Als die Statistik aufgenommen wurde, waren im Ganzen 42 709 Sträflinge produktiv thätig, wovon 14 425 auf Kontrakt-, 4693 auf Stückpreis-, 13 388 auf öffentliche Abrechnungs- und 8793 Verpachtarbeit kommen. Demnach käme also in den Vereinigten Staaten erst auf 930 Einwohner ein nutzbringend beschäftigter Sträfling; ein Vergleich mit der Zahl der Personen, welche im Ackerbau, Bergbau und den Industrien beschäftigt sind, ergibt aber ein Verhältniß zu der Zahl der Gefangenen von 300:1.

Die meisten Sträflinge, nämlich 7476 Männer und 133 Frauen, sind in der Fabrikation von Schuhen und Stiefeln beschäftigt und der Werth ihres Arbeits-Produkts wurde auf 10 100 219 Dollars berechnet. Die Anfertigung von Kleidungsstücken beschäftigt die nächstgrößte Zahl von Gefangenen, nämlich 5661, ihr Arbeits-Produkt wird auf 2 199 634 Dollars berechnet. Die nächstgrößte Zahl von Sträflingen ist dann in Steinbrüchen beschäftigt: 4876, dann kommt Ackerbau und Gärtnerei, 3569, Möbel-fabrikation, 3446, Bergbau 3273 u. s. w. Die kleinste Zahl von Sträflingen ist mit Fällern und der rohen Be-

Arbeitung von Holz beschäftigt, nämlich nur 228, während die 242 Zimmerleute die nächstgrößte Klasse bilden. In Bezug auf den Geldwert des Produktes steht der Wagenbau mit nahezu 2 000 000 Dollars der Kleiderfabrikation am nächsten. In allen anderen Industrien ist der Gesamtwert des Produktes bedeutend weniger als 2 000 000 Dollars. Der Wert des Gesamtproduktes der Manufakturen in den Vereinigten Staaten wird im letzten Census auf 5369 Millionen Dollars berechnet und ist seit jener Zeit natürlich bedeutend größer geworden. Die Untersuchungen des Arbeits-Bureaus ergeben für das verfloßene Jahr einen Gesamtwert der in Straf-Anstalten produzierten Waaren von 28 733 999 Dollars. Mit anderen Worten, das Produkt der Strafanstalten bildet $\frac{1}{100}$ Prozent des Wertes der Gesamtproduktion, oder anders ausgedrückt $\frac{1}{100}$ jenes Wertes.

Demnach möchte der Wettbewerb nicht also ins Gewicht fallend betrachtet werden. Allein hier ist zunächst festzustellen, daß die Leistung des Sträflings gewöhnlich unterschätzt wird. Nach den Angaben des Bureaus ist der Unterschied zwischen „freier“ und Gefängnisleistung aber nicht viel mehr als ein Fünftel, nämlich 100 zu 78. Und was besonders ins Gewicht fällt: Während nach dem Census von 1880 bei freien Arbeitern auf 5,6 Dollars des Produktes 1 Dollar in Löhnen fiel, nach soll den Erhebungen des Arbeitsbureaus von Kontraktoren und Pächtern von Gefangenen-Arbeit nur 1 Dollar auf 8,19 Dollars Produkt gezahlt werden. Und der Wettbewerb wird drückend in den Gewerben, in welchen die Sträflinge am meisten beschäftigt sind. So kommt in der Schuhmacherei ein Sträfling auf 16,2 Arbeiter und dieser Sträfling produziert nur um ein geringes weniger als der freie Arbeiter — 1327 Dollars gegen 1492 Dollars per Jahr.

Der Statistiker erklärt sich daher, wie bekanntlich auch der sozialistische Arbeiterschutzgesetz-Entwurf in Deutschland, gegen die Ausnützung der Gefängnisarbeit durch Privatunternehmer und empfiehlt die Beschäftigung von Sträflingen auf Rechnung des Staates durch Hand-Arbeit, welche sich in Pennsylvania bestens bewährt habe. „Dieser Plan“, fährt der Bericht fort, „hat etwas Gerechtes an sich, indem er alle Leute gleich berührt. Er hat Humanität in sich, weil er jede Bemühung zur Verbesserung zuläßt, ohne mit der Arbeitsform in Konflikt zu kommen. Er ist sittlich, weil er die ganze Bewegung und Aufregung betreffs der Gefängnis-Arbeit nicht bloß aus den Gemüthern der Arbeiter und Fabrikanten, sondern aus der Öffentlichkeit überhaupt befreit.“

Der Kampf gegen die Volksbildung.

□ Als das Kriegsglück des deutschen Heeres den deutschen Chauvinismus, den nationalen Dünkel und die Ruhmredigkeit gewaltig geweckt hatte, da hörte man in vielen Kreisen der „patriotischen“ Schwärmer mit Vorliebe die Redensart gebrauchen: „Bei Königgrätz hat der deutsche Schulmeister gesiegt!“

Der deutsche Bürger wollte mit diesem Ausspruch neben dem Kriegsrühm auch noch den Ruhm in Anspruch nehmen, das gebildeteste Volk Europas zu sein, das Volk, dessen Schulmeister den Schulmeistern der anderen Länder überlegen sind, dessen Volksbildung höher steht, als anderswo.

Wer die Sache mit kälterem Blut betrachtete, der wußte wohl, wie weit diese selbstüberhebenden Annahmen hinter der Wirklichkeit zurückblieben, wie wenig die preussische Volksschule in ihrer durchschnittlichen Gestaltung geeignet ist, eine wahre Volksbildung auch nur einzuleiten, weil man mit Kernliedern, biblischer Geschichte und etwas nothdürftigem Lesen, Schreiben und Rechnen ganz unmöglich ein denkendes Volk, das doch die Vorstufe zu einem gebildeten Volke ist, heranziehen kann. Die vielgepriesene und viel überschätzte Volksschule hat in Preußen mit Bildung gar nichts gemein, sie bringt ihre Schüler nur so weit, daß sie allenfalls eine landräthliche Verfügung lesen, und mit Hilfe des Herrn Gensdarm auch so ziemlich verstehen können.

Freilich ist in einigen größeren Städten ein sehr erfreulicher Versuch gemacht, mit der Volksschule etwas Besseres zu leisten, den Kindern wirklich den allerersten Keim einzupflanzen, aus welchem sich dann im späteren Leben unter günstigen Umständen und bei einiger Begabung des jungen Mannes ohne zu große Mühe eine bessere Bildung entwickeln kann. Kaum sind aber einige dieser Keime etwas ins Kraut geschossen, da haben die Rückschrittler und Dunkelmänner auch sofort erkannt, daß dieses Kraut sich nicht zu dem Kohl auswächst, der in ihren Rüden zu verwerthen ist. Der denkende Bürger ist nicht geneigt, dumm und fromm in dem alten Joch, dem alten Kreislauf zu laufen, um die Mühlen zu drehen, auf welchen den herrschenden Klassen ihr Reichthum und ihr Wohlleben gemahlen wird, während die „zufriedenen“ Zugthiere sich an den mageren Kleien ergötzen.

Sofort begann daher die Reaktion ihren Feldzug gegen die verbesserten Volksschulen, und nicht ohne Erfolg in einer Zeit wie die heutige, in welcher so wie selten vorher, dem Bürgertum jede Selbstachtung, jedes Selbstbewußtsein, jeder Rechtsinn, überhaupt jede Bürgertugend abhanden gekommen ist, wo man des Reiches Sturmfahne, die Vaterlandsliebe, den Patriotismus, zu Partezwecken durch den Schmutz schleift, wo ein ekeler Byzantinismus jede Manneswürde vernichtet hat in der größten Mehrheit des deutschen Bürgertums.

Das Ideal der reaktionären Schule wäre es, wenn man eine herrschende Kaste gründen könnte, die, wie die altägyptische Priesterkaste, im alleinigen Besitz alles Wissens

und aller Erkenntniß wäre. Die anderen Stände brauchen keine Erkenntniß, keine geistige Bildung, sondern neben der äußeren Dressur, die ihnen ermöglicht, sich devot gegen Höhere, anständig gegen Gleichgeleitete und je nachdem, gnädig herablassend oder verachtend brutal gegen die „Niederen“ zu benehmen, nur so viel Wissen und Können, um die ihnen zugewiesenen Thätigkeiten gut ausführen zu können. Alles weitere Wissen, alle „Alloctria“, wie der zünftige Professor ein Hineinblicken in Gebiete, die nicht zu seinem eng begrenzten Spezialstudium gehören, zu nennen pflegt, sind vom Uebel und zu unterdrücken.

Man muß es gesehen, in der Universitäts-Dressur der Beamten hat man es nach dieser Richtung hin ziemlich weit gebracht. Korps und Verbindungen mit ihren Saufgelagen, Kartentischen und Schläger-Prügeleien sorgen dafür, daß außer zu einem sehr dürftigen Brodstudium den Studenten keine Zeit zur Umschau in allgemeinen Wissenschaften bleibt. Das Brodstudium bildet den Geist nicht, es nagelt sich wie ein Brett vor den Kopf und verhindert jedes weitere Erkennen. Man wird Jurist, Mediziner, Sprachkundiger, Lehrer und Geistlicher, ohne trotz der akademischen Doktorwürde ein „gebildeter Mann“ im wahren Sinne des Wortes geworden zu sein.

Kommt dann zum Stirnbrett des Brodstudiums noch der Nasentring eines Reservelieutenants-Patentes, dann ist man sicher, daß der so armirte alte Korpsbursche ruhig an der Futterrippe steht und demüthig dankbar eine jede Gehalts- oder Titelerhöhung hinnimmt, fern ab alle dem Treiben, welche das Volksleben bewegt, ohne Verständniß für Alles, was nicht in den Kreis seines Berufes fällt, nicht in seinen Acten steht, ein „bequemer“ Musterbeamter.

Da das Aufsteigen in höhere Stellen immer mehr ein Vorrecht von Geburt und Empfehlung wird, so ist es gut, daß dem Herrn Präsidenten mit zerhacktem Gesicht ein „Hilfsarbeiter“ mit glattem Gesicht zur Aushilfe gegeben werden kann.

Deshalb ist es wünschenswerth und nicht zu unterschätzen, wenn sich auch ein kleiner Theil solcher Studenten auf den Universitäten befinden, die zu den Ausweichungen der farbentragenden Verbindungen keine Mittel haben. Sie füllen ihre Zeit dann mit arbeiten und studiren aus, um später die Arbeiten für vornehme Korpsburschen zu machen. Es sollten ihrer aber nicht zu viele sein, denn sie bilden sonst das „Gelehrtenproletariat“, aus welchem, wie man fürchtet, die Revolution, mit der man also sehr zu rechnen scheint, ihre Führer nimmt.

Die Maßregeln zu besprechen, die man ergriffen hat, um ärmere Studenten nur in der Zahl zur Vollendung der Studien zuzulassen, als es zur Herstellung der gebildeteren Hilfsarbeiter für vornehme höhere Beamte nothwendig ist, ist hier diesmal nicht der Ort. Es sei nur bemerkt, daß man in dem Rechtsfache und in dem Baufache bis jetzt versucht hat, arme Studenten nach den ersten Stufen am Weiterstudium zu hindern, beziehungsweise ihnen die Möglichkeit zu entziehen, das letzte Examen zu machen.

Für den Bürgerstand ist das Ideal der reaktionären Schulreform, für jeden Stand eine Fachschule zu haben, in welcher dem mit ganz nothdürftigen Allgemeinwissen eintretenden jungen Mann die für sein Fach erforderlichen Fähigkeiten angebrillt werden, ohne daß er dabei veranlaßt wird, weiter gelegene Materien zu berühren oder weiter zu denken. Das Bürgertum fördert man für diese reaktionären Maßregeln durch den gerechtfertigten Widerwillen, den dasselbe gegen den grammatischen Kram der höheren Schulen hat. Der „Bürger“ läßt sich deshalb leicht unter dem Vorwande, man wolle seine Söhne von der unnützen Last des Lateinischen und Griechischen befreien, den Bildungsbrosdorf höher hängen, indem man ihm die Realschulmasse in weit minderwertige Realschulen verwandelt. In diesem ersehen freilich französische und englische Volabeln die lateinischen und griechischen, die Wirkung des Auswendiglernens bleibt dieselbe. Der Bürger ist aber der Ansicht, die französischen und englischen Redensarten, die sein Sohn auf der lateinlosen Schule in ganz unmöglicher Mundart radbrechen lernt, wären was ganz ausnehmend Praktisches und er nimmt es dabei mit in den Kauf, daß dem jungen Manne der Gesichtskreis in Bezug auf Geschichte, Naturkenntniß, Literatur und überhaupt auf Allgemeinbildung ganz wesentlich beschnitten wird.

Die höheren Töchterschulen, obgleich sie an wirklicher Bildung ganz ungemein geringe Ansprüche stellen, hat man durch einfaches Ministerialdekret zurückrevidirt, so daß sie jetzt unter dem Deckmantel, mehr für die „Gemüthsbildung“ zu thun als für die „Geistesbildung“, noch weniger leisten als früher.

Bei diesem allgemeinen Zug auf Herabstimmung der dem Volke zugänglichen Bildungsanstalten ist es nur zu erwarten, daß die „Reformen“ auch die besseren Volksschulen nicht verschonen würden. Die städtischen Volksschulen, die den Kindern der Armen, wie z. B. in Berlin ohne jedes Schulgeld eine ganz achtungswerthe Schulbildung geben, sind der Reaktion schon lange sehr zuwider. Sie durchbrechen den Grundsatz, daß ein jeder nur so viel lernen soll, als er zu seiner Fachausbildung gebraucht. Wie ein großer Theil der Innungsmeister leidenschaftlicher Gegner der Fortbildungsschulen ist, in welchen nicht nur Fachgegenstände gelehrt werden, so haßt die ganze Reaktion die gehobene Volksschule. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß in Erfurt, wo auch in der städtischen Verwaltung die Reaktion am Ruder ist, der Versuch gelungen ist, die dort vorhandenen höheren Volksschulen, die etwa den Berliner Schulen zu vergleichen waren, wenigstens so weit es die „ärmeren Klassen“ betrifft, in vierstufige Schulen zu verwandeln, also die Allgemeinbildung, die

sie gewähren, mindestens auf $\frac{2}{3}$, wohl aber auf viel weniger herabzusetzen.

Da der Gedächtniskram an Lieber- und Bibelversen, an Katechismus und anderem Formelkram derselbe bleibt, und jetzt in 4 Stufen bewältigt werden muß, wird alles andere wohl selbstredend zur Schule hinausgeworfen werden müssen, was die sechsstufige Schule früher noch bot. Diese projektirte Schulreform ist deshalb so hoch interessant, weil der städtische Schulrath, Herr Dr. Vorbrodt, mit dankenswerther Offenheit den Zweck dieses Rückschrittes klar legt.

Wir heben aus seinen Gutachten und Erläuterungen folgende kennzeichnende Einzelheiten heraus, die den Geist der heutigen Reaktion ganz ungemein scharf umschreiben:

Herr Dr. Vorbrodt spricht über die Schwierigkeiten bei Aufstellung und Durcharbeitung des Lehrplanes und auch in Bezug auf die Disziplin in einer Schule, die von Kindern verschiedener Stände besucht wird, auch findet er, daß diese Kinder sich gegenseitig beeinträchtigen in Erziehung, wie im Unterricht. Er erachtet schließlich die in dem Reorganisationsplan geforderte Scheidung der Kinder der jetzigen Elementarschule in zwei getrennte Schulen für nothwendig, indem alsdann die Kinder aus den besseren Familien nicht mehr gehemmt würden und für die Kinder der ärmeren Klassen durch Beschränkung des Wissensstoffes auf das Nothwendigste unbedingt besser gesorgt, insbesondere der sittlichen Erziehung größere Aufmerksamkeit gewidmet werden könnte.

Den Grund der Zurückorganisation der Erfurter Schulen spricht Herr Dr. Vorbrodt an anderer Stelle noch deutlicher und für unsere Annahmen noch beweisender aus, indem er sagt:

Was dagegen die Berufsbildung anbelangt, so sind für die Schule hier bestimmte Grenzen gezogen durch die Lage, in welcher das Kind geboren ist, durch die Verhältnisse, in denen es sich befindet, durch die Anlagen und Fähigkeiten, die ihm verliehen sind und endlich durch den Beruf selbst, welchen der Jüngling nach seinen Neigungen wählt, oder für welche das Kind im Voraus von den Eltern bestimmt wird. Die Schule hat die Pflicht, das Kind für den von ihm oder für ihn gewählten Beruf zu bilden. (1) Die Schule soll ihm diejenigen Kenntnisse und Fähigkeiten gewähren, welche es nöthig hat, um **Anderen** nützlich werden zu können und selbst zu genießen und glücklich zu sein.

Man erweist aber weder dem Kinde noch der menschlichen Gesellschaft eine Wohlthat, wenn man es über die Grenzen seines Standes, in welchem es sich befindet, und des Berufes, welchen es sich wählt, hinaus ihm Kenntnisse beibringt, welche es nicht verwerthen kann, wenn man Ansprüche und Bedürfnisse anregt und weckt, welche zu befriedigen seine Lage nicht gestattet. Alles kann das Kind doch nicht lernen, dazu ist des Wissenswürdigen zu viel und die Zeit, die man in der Schule auf die Einprägung verwenden kann, zu kurz. Jeder lerne gründlich und ganz, was er für seinen Beruf wissen muß. Das Wissen über die Grenzen des Berufes hinaus führt auf den unglücklichen Standpunkt der Vergleichung, macht unnützlich im Urtheil über andere und mißvergnügt. Die Kreise der Wünsche erweitern sich, man vernißt das, was man nicht hat und genießt das nicht, was man hat.

So wörtlich der Stadtschulrath Dr. Vorbrodt zu Erfurt.

Alles dasjenige, was man bisher als Vorwärtstreben belobte, die höhere Schulbildung, die bisher der Vater für seine Kinder als beste Mitgift oft unter Darben und Sorgen zu erstreben suchte, Alles dieses ist verwerflich.

Die Wünsche, natürlich nur die der „ärmeren Klassen“, dürfen nicht erweitert werden. Das Proletariatskind ist durch die Lage, in welcher es geboren ist, bestimmt für seinen Beruf. Die Verhältnisse und die Eltern bestimmen es dazu, daß es so früh wie möglich in eine Spinnerei eintritt, da darf ihm auf der Schule nichts mehr gelehrt werden, als was zum Zusammenknüpfen der Fäden nothwendig ist, was ausreicht, um den wöchentlichen Lohn zusammen zu rechnen und die Steuern davon abzuziehen, darauf den Rest durch die 7 Tage, für die das Ganze langem muß, zu theilen und später zu wissen, was sechs kleine Rattunröschchen kosten, nachdem man schon lange ausgerechnet, was fünf kosteten.

Dazu kommt noch etwas Furcht vor dem Teufel und ein Stückchen gefälschte dynastische Geschichte, das ist Alles für den Proletariats, was er an Wissen gebraucht!

Dieses so stufenweise für alle Stände und Berufsklassen durchgeführte, das wäre der Idealszustand unserer Reaktionäre.

Die Rechnung hat aber einen Faktor außer Ansaß gelassen, der sie vollständig verdirbt und alle schönen Pläne der Reaktion scheitern macht. Das ist der glühende Wissensdrang, das kräftige Drängen nach Erkenntniß, das auch im Herzen der im Staube geborenen Proletariatskinder erwacht. Die durch Entbehrung von Luxus und Zerstreung zusammengefaßte und nicht abgestumpfte Energie dieser Proletariatskinder und die verhältnismäßige Leichtigkeit bei den massenhaft vorhandenen literarischen Hilfsmitteln macht es möglich, den Kreis, welchen die reaktionäre Schulreform um den Arbeiter zu ziehen gedenkt, zu durchbrechen. Habt ihr Herren nicht oft genug bei den vielen politischen Prozessen gesehen und gehört diese Arbeiter auf der Anklagebank? Es ist dies so ziemlich der einzige Ort in unserer schönen gesellschaftlichen Ordnung, wo der Arbeiter mit den gebildeten Klassen in nähere geistige Berührung kommt. Wie oft habt ihr nicht die Bildung, die Ruhe, die geistige Ueberlegenheit der Arbeiter in solchen Fällen anerkennen müssen, wenn sie scharf logisch und in fast tadelloser Form ihr Recht, das so sehr bedrohte und verkümmerte Recht, vertheidigten? Nun seht diese intelligenten Arbeiter einmal genauer an. Es sind in vielen Fällen Personen mit der kaum nennenswerthen Bildung einer Landschule, sie konnten nothdürftig lesen und kaum schreiben, als sie der Wissensdrang faßte, und jetzt lesen sie mit Verständniß Schriften, die dem gewöhnlichen bürgerlichen Verstand der besseren Stände und vielen „Gelehrten“ Bücher mit sieben Siegeln sein würden, auch wenn sie nicht verboten wären.

Wo haben diese Arbeiter, neben ihrer anstrengenden Berufstätigkeit die Zeit zu solchen Studien hergenommen? Nun, sie sahen nicht in den Kneipen und schlugen nicht ihre Zeit mit Skatarten tot, sie trieben sich nicht in Krieger-, Saut- und Kaufvereinen, auf Tanzböden und in zotiger Gesellschaft herum. Sie lasen, sie hörten in Vereinen zu, wenn Gebildete sprachen, sie schlossen sich den von der Reaktion gehassten gelehrten Proletariern an, lernten von ihnen und erwarben sich so brockenweise und stückweise die Kenntnisse, die ihr Kopf dann ordnete und verarbeitete.

So wurde der Grund gelegt für das Entstehen einer neuen Zeit. Alles kann man freilich nicht lernen, wenn deshalb das Lernen überhaupt aufhören soll, so beginne man nur zuerst damit, die Universitäten zu schließen, in welchen so sehr vieles nicht gelehrt wird. So viel wird der zum Denken erwachte Arbeiter zu lernen noch immer Gelegenheit finden, selbst nach solchen Schulreformen, um ein wackerer Gehilfe des Fortschrittes der Zeit zu sein. Man müßte sonst die Druckereien zerstören und die Bibliotheken verbrennen, wozu selbst die heutige Reaktion doch noch nicht mächtig genug ist.

Die Volksbildung hat heute schon solchen Boden gewonnen, daß der Kampf der Reaktion gegen dieselbe ein aussichtsloser ist.

Politische Nachrichten.

Die Verlängerung des kleinen Belagerungsstandes für den die Stadt Berlin, die Stadtkreise Potsdam und Charlottenburg, sowie die Kreise Teltow, Niederbarnim und Ost-Havelland umfassenden Bezirk, ferner für den Stadtkreis Altona, die Kirchspielvogteibezirke Blankenese und Pinneberg und die Städte Pinneberg und Wedel des Kreises Pinneberg, die Kirchspielvogteibezirke Reinbeck und Bargteheide, die gutsobrigkeitlichen Bezirke Ahrensburg, Tangstedt, Hoishüttel, Wellingshüttel, Wulfsfelde und Sill, sowie die Stadt Wandsbek des Kreises Stormarn, die Landvogteibezirke Schwarzenbeck und Lauenburg, die gutsobrigkeitlichen Bezirke Basthorst, Lanfen, Wotterfen, Müssen, Güllow und Daldorf, sowie die Stadt Lauenburg des Kreises Herzogthum Lauenburg, die Stadt und den Bezirk des vormaligen Amtes Harburg — für die Zeit vom 1. Oktober d. J. bis 30. September 1888 — ist von Neuem, nach erfolgter Zustimmung des Bundesraths, durch Beschluß des preussischen Staatsministeriums angeordnet. Durch polizeiliche Bekanntmachung wird gleichzeitig angezeigt, daß den Ausgewiesenen auch ferner der Aufenthalt in dem angegebenen Bezirke untersagt ist. — Auch Hamburg ist natürlich mit der Verlängerung des „Kleinen“ beglückt worden.

Zur Abwechslung ist auch einmal die Schließung eines Fachvereins aufgehoben worden. Der Gauverein Altona des Verbandes deutscher Maler und verwandter Berufsgenossen war polizeilich geschlossen, weil er entgegen § 8 sub B des preussischen Vereinsgesetzes mit gleichen Vereinen ähnlicher Tendenz zusammengetreten sein sollte. Die Staatsanwaltschaft erhob Anklage wegen dieses Vergehens gegen den ersten Vorsitzenden und beantragte gemäß § 16, A. 4 angezogenen Gesetzes gleichzeitig Schließung des gedachten Vereins. Das Landgericht gab indessen dem Einwand des Angeklagten, daß der Gauverein Altona mit dem Verband deutscher Maler nicht im

Verhältniß eines Vereins, sondern einer Filiale stehe, Gehör und sprach ihn frei, konnte auch selbstverständlich die Schließung nicht aussprechen. Die Staatsanwaltschaft hatte zunächst gegen das Urtheil Revision angemeldet, zog diese aber wieder zurück, so daß dieses Rechtskraft erlangt hat. In Wandsbek befand sich der Gauverein in der gleichen Lage.

Die Offizien können sich in Entrüstung niemals genug thun, wenn man noch immer bezweifelt, daß die Altersversicherung rasch vom Flecke rücken werde. Demgegenüber kann nicht oft genug daran erinnert werden, daß in der Botenschaft, mit welcher der Reichstag am 14. April 1883 überrascht wurde, die Erledigung der Alters- und Invalidentversicherung für die nächste Session, also für das Jahr 1884 in sichere Aussicht gestellt wurde. So eindringlich und gewissermaßen persönlich und unter Betonung der Empfindungen, „mit welchem Wir auf die Größe der Aufgaben blicken, welche zu lösen sind, ehe Unfre in der Botenschaft vom 17. November 1881 ausgesprochen Intentionen eine praktische Bethätigung auch nur soweit erhalten, daß sie bei den Beteiligten volles Verständnis und in Folge dessen auch volles Vertrauen finden“ — hat die Regierung niemals zum Reichstage gesprochen. Der Reichstag sollte durch diese Botenschaft bewogen werden, unmittelbar nach dem Etat von 1883/84 noch den für 1884/85 zu berathen, und es hieß in der Botenschaft: „Mit Sorge aber erfüllt es uns, daß die prinzipiell wichtigere Vorlage über die Unfallversicherung bisher nicht weiter gefördert worden ist, und daß daher auf deren baldige Durchberathung nicht mit gleicher Sicherheit gerechnet werden kann. Blicke diese Vorlage jetzt unerledigt, so würde auch die Hoffnung, daß in der nächsten Session weitere Vorlagen wegen der Alters- und Invalidentversorgung zur gesetzlichen Verabschiedung gebracht werden könnten, völlig schwinden, wenn die Berathung des Reichshaushaltsetats für 1884/85 die Zeit des Reichstags noch während der Winterferien in Anspruch nehmen müßte.“ Der Reichstag erfüllte die Voraussetzung, er erledigte den Etat, seine Zeit und Kraft war frei. Aber die Alters- und Invalidentversorgung kam nicht. Das war vor vier und einem halben Jahre; sie ist auch inzwischen nicht gekommen. Wem will man es nach dieser Vorgeschichte verübeln, wenn er gegen alle Ankündigungen der Alters- und Invalidentversorgung mißtrauisch ist?

Dem zur „liberalen“ Partei des englischen Unterhauses gehörenden gewerkschaftlichen „Arbeiter“-Abgeordneten Fenwick, der sich in Swansea entschieden gegen die Bildung einer unabhängigen Arbeiterpartei ausgesprochen hatte, sowie seinem Kollegen Burt sind auf Betreiben der Sozialisten mit 4800 gegen 3300 Stimmen von den Gewerkschaften Northumberlands die ihnen mit je 500 Lfr. (10,000 Mark) gezahlten Jahresgehälter entzogen worden. Die beiden Abgeordneten werden durch diese Maßregelung voraussichtlich gezwungen sein, ihre Mandate niederzulegen. Zur Erklärung dieses Vorfalles möge das Folgende dienen. Wegen einer Lohnreduktion brach im Januar d. J. unter den Bergwerksarbeitern Northumberlands ein sich auf 16,000 Mann erstreckender Streik aus, welcher zwar mit einer Niederlage der Arbeiter endete, aber die Bildung der gegenwärtig bereits über 1200 Mitglieder zählenden „Sozialistischen Föderation Nordenglands“ zur Folge hatte. Die Agitation, welche zu dieser Organisation führte, war von London aus durch

Abgesandte der „Sozialdemokratischen Föderation“, der „Sozialistischen Liga“ und der „Fabian-Gesellschaft“ betrieben worden, wobei sozialistischerseits die vor einigen Jahren von Henry George geschaffenen Anfänge bestens verworthe wurden. Die junge „Sozialdemokratische Föderation Nordenglands“ hat auf die Grubenarbeiter Northumberlands im Allgemeinen und auf die dortigen Gewerkschaften im Besonderen sehr schnell einen merkbaren Einfluß erlangt, der in der besagten Diätenverweigerung einen ersten, handgreiflichen Ausdruck gefunden hat. Der Swansea'er Beschluß, betreffend die Bildung einer selbstständigen Arbeiterpartei, konnte nicht deutlicher illustriert werden und man wird es von nun ab unterlassen müssen, die Arbeiter anderer Länder durch offiziöse Federn auf das Beispiel der „konservativen“ englischen Gewerkschaften zu verweisen.

Aus Halle. Am Sonntag, den 18. d. Mts. beabsichtigte der Gesangsverein „Deutsche Liedertafel“ im „Hofjäger“ zu Halle eine Festschicht, verbunden mit Aufführung des fünfaktigen Lustspiels „Biermar“. Nachdem die Anmeldung der Polizei rechtzeitig eingereicht worden, machte diese dem Vorstande allerhand Schwierigkeiten. Durch ein Versehen war nicht angegeben, wie lange das Festspiel dauern sollte. Nachdem dies geändert, verlangte die Polizei das Mitgliederverzeichnis, und hiermit nicht genug, am nächsten Tage die Adressen der Mitglieder. Durch dieses Vorgehen war schon den Mitgliedern das Vertrauen genommen, daß die Festschicht überhaupt stattfinden könnte, und sie sollten sich nicht geirrt haben, denn am 17. d. M. erhielt der Vorsitzende des Vereins folgendes, von der Polizei-Bewachung i. B.: v. Holly unterzeichnetes Schriftstück: „Auf den hier unter dem 13. d. M. eingegangenen Antrag auf Abhaltung einer mit Tanz verbundenen Festschicht im hiesigen Hofjäger, werden Sie hierdurch beschieden, daß dieselbe auf Grund des § 9 des Gesetzes vom 21. Oktober 1878 verboten wird, da durch verschiedene Thatfachen die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß die Festschicht zur Förderung sozialdemokratischer, auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteter Bestrebungen bestimmt sind.“ — In verschiedenen Blättern wird von einem großen „Fang“, welchen die Polizei in Halle gemacht haben soll, berichtet. Diese Berichte sind meistens dem „Halle'schen Tageblatt“ entnommen, welches in marktstreiferischer Weise die Verhaftung einer Anzahl Sozialisten und von einer Beschlagnahme von „ganzen Partien“ verbotener Schriften „berichtet“. In Wahrheit haben wohl eine Anzahl der sozialdemokratischen Partei angehörige Männer in der Wohnung eines ihrer Bekannten bei einem Glase Bier einen „Schaustopf“ gespielt, aber von einer Beschlagnahme von verbotenen Schriften ist nichts bekannt. Was die weitere Beschlagnahme von Briefen und Korrespondenzen betrifft, so hatte einer der Verhafteten einen Brief eines gewissen „Blossfeld“, welcher, da er von den Halle'schen Parteigenossen als „Spitzel“ ausgegeben worden ist, eine Ehrenerklärung in den Tagesblättern verlangt; wenn dies nicht geschehe, wolle er „Alles“ der Polizei anzeigen. Wie unserem dortigen Gewährsmann mitgetheilt worden ist, hatte der Betreffende, an welchen der Brief gerichtet war, überhaupt die Absicht, dieses Schriftstück der Polizei so wie so einzureichen, da der Inhalt ganz gemeiner und beleidigender Natur ist. Ein anderer Verhafteter hatte einen Brief von einem auswärtigen Kollegen, welcher in Gewerkschaftsangelegenheiten die Adresse eines Halle'schen Kollegen forderte. Dies das Ergebnis des von „kompetenter“ Seite so außerordentlich aufgebauchten Coups der Halle'schen Polizei.

Briefkasten.

Bildhauer, Linienstraße. Daß auch solche Klassen ihre Fehler haben, ist nicht zu bezweifeln. Aber diese müssen in der Organisation selber verbessert werden. Bei den freien Hilfskassen ist übrigens die Hauptfrage die volle Selbstverwaltung. Diese ist eine vortreffliche Schulung für die Arbeiter, welche ihnen später, wenn sie einmal große Reformen durchzuführen haben, die ungeschätzbarsten Dienste leisten wird. Alle Arbeiterorganisationen müssen, um den Geist der Unabhängigkeit unter den Arbeitern zu pflegen, so zugeschnitten sein, daß Unternehmer wie Behörden absolut nichts hineinzuordnen haben.

Schiffbauerdamm. Nehmen Sie nur Ihren Expeditur möglichst energisch. An einige Expediture lieferten wir nicht aus, weil sie mit der Bezahlung im Rückstande waren.
Kroll. Uns leider unbekannt.

Wo giebt es die beste Weisse in Berlin?

im Norden bei **R. Nürnberg**, Anklamerstrasse 49.
im Osten bei **E. Böhl**, Rüdersdorferstrasse 8.

44. Prinzenstr. 44. Am 1. Oktober 1887. **Geschäfts-Eröffnung!** **Cigarren und Tabake.** 44. Prinzenstraße 44. **Fritz Kunert.** 44. Prinzenstr. 44.

Möbel- Spiegel- und Polsterwaaren von **J. Peters, Skalitzerstraße 45.** **Reelle Waare. Solide Preise.**

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin von **Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.** **Reelle Waare. Prompte Bedienung.**

Die Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft der Schneider zu Berlin (E. G.) **30 Zimmerstrasse 30** empfiehlt ihr Lager fertiger Herren-Garderobe, sowie reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe, ebenfalls Futter, Vorne und Knöpfe. Herren-Garderoben jeder Art werden nach Maß angefertigt. **Der Vorstand.**

Restaurant zum Ambos für Bierkenner! Allen Freunden eines guten Trunkes erlaube mir mein ausgezeichnetes Weiß- u. Bairisch-Bier zu empfehlen. **Gust. Tempel, Breslauerstr. 27.**

Die beste Weisse giebt es bei **G. Kliebt,** **SO., Admiralstraße 22.** Tuch-, Buckskin-, Plüsch-, Krimmer-Neckehandlung. **Karic, Lauscherplatz 1.**

Centr.-Kranken- u. Sterbekasse der Maler u. verw. Berufsgen. Deutschlands (E. S. 71.) Filiale I. Berlin Nord.

Mitglieder-Versammlung am Dienstag, d. 4. Oktober, Abends 8 Uhr, im Vorstädtischen Kasino, Adlerstr. 144. Tagesordnung: 1. Vierteljährlicher Kasienbericht. 2. Wahl der Kranken-Controleure. 3. Verschiedenes. **Der Vorstand.**

Cigarren- und Tabak-Fabrik von **G. S. Scheffler.** 1. Lager: Reinickendorferstraße 25. — 2. Lager: Reinickendorferstraße 69. Empfiehlt sein reich assortirtes Lager in Cigarren und Tabak.

Buch- und Steindruckerei von **F. POSEKEL.** **Berlin S.O., Oranien-Strasse 23,** empfiehlt sich zur prompten und saubersten Ausführung aller Drucksachen. Für Vereine fertige ich zu mässigsten Preisen: **Aufrufe, Jahresberichte, Kassenabschlüsse, Statuten, Cirkulare, Mitgliedsbücher, Plakate, Programme, Billets etc.**

Fachverein sämmtl. an Holzbe- arbeitungs- Maschinen beschäf- tigtger Arbeiter.

Mitglieder-Versammlung. Sonntag, d. 2. Oktober, Vorm. 10^{1/2} Uhr, im Lokal des Herrn Zäger, Grüner Weg 29. Tagesordnung: Innere Vereinsangelegenheiten; Verschiedenes und Fragelasten. Gäste haben Zutritt. Neue Mitglieder werden aufgenommen. Um zahlreiches Erscheinen erlucht **Der Vorstand.**

Central-Kranken- u. Begräbniskasse für Frauen und Mädchen (E. S. 26 in Offenbach) Am Sonnabend, den 22. Oktober d. J., **3. Stiftungsfest**, verbunden mit **Ball** im **City-Hôtel, Dresdenerstr. 52-53.** Billets für Herren 50 Pf., für Damen 30 Pf. Der Reinertrag ist zu einem Unterstützungsfonds für ausgeheuete hilfbedürftige Mitglieder bestimmt. — Billets f. o. in den Zahlstellen zu haben.

(Nachdruck verboten.)

„Meine arme Maria.“

Erzählung von Jul. O. Binder.

Vor kurzem kam ich auf einer Geschäftsreise in eine kleine Stadt in der Nähe Berlins, die als Fabrikort einen weitbekannteren Namen führt. An Sehenswürdigkeiten giebt es dort gar nichts, auch von Erinnerungen an eine Vergangenheit ist nichts vorhanden; dabei sind die Straßen und Gassen öde und leer, selbst die Häuser scheinen sich anzugähnen. Alles Leben hat sich in die großen, hohen Steinkolosse zurückgezogen, in denen es Tag und Nacht stöhnt und ächzt und hämmert und rumort, in denen denkende und fühlende Menschen als Handlanger und Diener der Maschinen sich abqualen. Wie riesige Trauerflore hängen die Rauchwolken, die den hochaufragenden Schornsteinen entsteigen, über Stadt und Umgegend, als ob sie das Licht der Sonne abhalten wollen. Hier braucht ja auch die Sonne nicht zu scheinen. Außer den kleinen, bleifarbenen Kindern, die sich im Staub und Roth vor den Häusern tummeln, sieht sie nur selten Jemand. Bei dem ersten Grauen der Dämmerung eilt die ganze Bevölkerung, Männer und Weiber, selbst die erst Halberwachsenen, in die Fabriken; wenn die weiten Thore ihren lebendigen Inhalt wieder ausspeien, dann hat das leuchtende Tagesgestirn sich schon wieder unter den Horizont gesenkt. Nur die Alten und Kranken bleiben von der Arbeit zurück, aber denen ruft die Sonne doch nur die ewige Mahnung zu, daß sie nichts mehr nützen in dem Kreise, der ihre Welt bedeutet; sie sehnen sich darnach, bald Ruhe und Vergessen dort zu finden, wo das gelende Kreiseln der Dampfpfeifen, das Achzen der Maschinen sie nicht mehr stört — nach dem Grabe!

Der Friedhof der Stadt liegt außerhalb ihres Weichbildes, in dem jeder Zollbreit Bodens zu kostbar ist, um den Todten eingeräumt zu werden. Dadurch haben die Armen im Grabe wenigstens ein Vorrecht mit den reichen Fabrikherren gemein. Sie schlafen da draußen, ohne daß Rauch und Ruß ihre letzte Ruhestätte schwärzt; sie finden die Wohnung, aus der sie Niemand mehr vertreibt, in der Nähe der behaglichen und glänzenden Häuser, welche die Besitzenden sich erbaut. Hier weht reinere Luft, hier verpirt man den Odem der Natur, athmet statt Staub und Qualm den Duft des Waldes und der Wiesen.

Der Tod macht Alle gleich, heißt es; auf alten Bildern sehen wir, wie ein Gerippe Könige und Päpste mit Bettlern und Landstreichern gemeinsam zum Tanze führt; vor ihm, dem Allmächtigen, soll jeder Unterschied aufhören. Hohn, bitterer Hohn und Lüge ist das! Die Fürsten und Gewaltigen dieser Welt schließen sich auch nach ihrem Hinscheiden noch unnahbar ab, sie modern in Sarkophagen von Stein und Erz unter festen Gewölben. Ihr Staub soll sich nicht mit dem der Armen mischen. Brunkende Momente decken die Gräber der Reichen, in glänzenden Goldlettern wird ihr Andenken gefeiert, werden die Vorzüge der Todten, die Liebe, die Pietät, die „Berehrung“ der Hinterbliebenen der Mit- und Nachwelt kund gethan. — Der Arme wird eingescharrt, wenige Wochen lang zeigt der frische Hügel, daß ein müder Kämpfer ausgekämpft, wenige Monde vielleicht wird der Hügel gepflegt, dann kennt man seine Stätte nicht mehr. Aber wohl dem Armen, wenn nur eine Jähre der Liebe und des freundlichen Gedenkens sein Grab behaut! Dann schläft sich's besser unter der grünen Rasendecke, als unter dem kalten, schweren Stein, den so oft nur die Sucht zu prahlen aufgerichtet hat.

Ich besuchte den Friedhof jenes Fabrikortes und sah auch da bestätigt, daß Tod und Grab die Grenzen nicht verwischen, die von Stand und Vermögen gezogen sind. Voran, im ersten Theile des großen, eingezäunten Vierecks, schien man nur die Reichen, die Vornehmen zu beerdigen. In Marmor, in Granit, in Metall erhob sich hier Denkmal an Denkmal. Weit hinten schliefen die, so arm und elend durch's Leben gewandert, die Parias, die ihr letztes Bette nicht „für ewige Zeiten“ kaufen konnten. Da war es verwildert und wüst, ein Wirrsal von halbeingefunkenen Hügeln, vermorschten Kreuzlein, Bruchstücken zertrümmerter Grabtafeln. Von den Verwandten und Freunden der hier Bestatteten hatte wohl keiner Zeit, um im Kampfe und Ringen um das tägliche Brod noch derer zu gedenken, die als Erlöste aller Noth entrückt waren. Ob sie freudlos und friedlos, mütterseelen allein durch das Leben gewandert, ob sie Frau und Kinder, eine Familie ihr eigen genannt, von vielen ihres Gleichen wurden sie vielleicht beneidet, daß sie ungestört schlafen konnten in dem Schatten der hochaufgeschossenen Bäume und Sträucher, seliges Vergessen aller Noth und Sorge genießend, dessen sie im Leben immer entbehrt.

In der äußersten Ecke des Friedhofes fiel mir ein wohlgepflegtes Grab auf, das einem blühenden Blumenbeete gleich. Einfache Pflanzen waren es nur, wie sie die Jahreszeit bot, wie sie auch in den Gärten der Armen blühen, Gelbweigelein, Refeden, Bergischmeinnicht. Aber kein dürres, welkes Blatt zeigte sich, kein geknickter Stengel. Sorgfältig war in der nächsten Umgebung, um die Einfassung von dunkelgrünem Rosmarin herum, jedes Unkraut,

jeder Grassalm weggerupft. Zu Häupten des Hügel's stand ein schwarzgestrichenes Kreuz, von den gefenkten Zweigen einer Trauerweide beschattet. Ich mußte diese Zweige heben, um die weißgemalte Inschrift auf dem Querbalken lesen zu können. Meine Neugier wuchs, als ich die mir räthselhaft scheinenden Worte

„Meine arme Maria“

entzifferte.

Hinter mir knirschte der Sand. Ich ging ein paar Schritte weiter und gewahrte, dann mich umsehend, ein tief gebücktes Mütterchen, das keinerlei Notiz von mir nahm. Ich sah, wie die Alte aus einer Kanne voll Wasser die Blumen begoß, die abgefallenen Blütenblätter aufblas und zuletzt mit einem Tuche den Staub von dem Kreuze sorgsam abwischte. Dabei sang sie mit leiser Stimme ein Lied vor sich hin, als wenn sie ein Kind in den Schlaf wiegen müsse. Ich wollte die Liebesarbeit der Frau nicht stören, ich zog mich weiter von dem Grabe zurück und kam auf einen vom Strauchwerk gelichteten Platz, wo ein alter weißhaariger Mann ein neues Grab grub.

Der Greis stand mit halbem Körper in der Grube. Bei meinem Näherkommen ließ er den Spaten ruhen. Seine glänzenden, schwarzen Augen — ohne diese Augen hätte man sein Gesicht für einen mit gebräuntem Pergament überzogenen Todtenschädel halten können — sahen mich erschaut an; ein Fremder hörte ihn wohl selten bei seiner melancholischen Vertichtung. Ich mußte meinen Gruß wiederholen, ehe er mit einem leichten Kopfnicken erwiderte. Wie ein bissiger Hund knurrte er vor sich hin und grub dann weiter; in hohem Bogen flogen die Schollen aus der Gruft auf den sich daneben erhebenden Hügel.

„Ihr habt wohl viel zu thun, Alter?“ fragte ich, um eine Unterhaltung anzuknüpfen.

„Ich habe immer zu thun,“ antwortete er, „in Krieg und Frieden, bei guten und bei schlechten Zeiten. Dafür sorgt mein Freund und Bevatter, der Knochenmann, schon!“ Ein heiseres, diabolisches Lachen klang aus der Grube zu mir herauf.

„Also ist die Sterblichkeit groß hier?“

„Es werden auch genug geboren! Ich habe noch nicht gesehen, daß weniger Menschen in der Stadt herumlaufen, und wenn man auch täglich ein Duzend, mit den Füßen voran, hierher trägt!“

„Wer ist die Frau, die dort singt?“ fragte ich nach einer längeren Pause, als zerflatternde Töne eines klagenden Liedes an mein Ohr schlugen.

„Warum haben sie nicht schon lange darnach gefragt?“ knurrte der Alte. Merkt ich's doch gleich, was Sie wissen wollten, als Sie hier stehen blieben. Das hat mir die Laune verdorben, ganz und gar die Laune verdorben!“

Mit heftigem Ruck wurde der Spaten in die Erde gestoßen.

„Nach den ehrlichen Christenmenschen, denen ich ihr Bette mache, fragt Niemand,“ fuhr der Todtengräber fort. Aber von der da, die gar nicht hierher gehört, will Jeder was wissen. Die Marie Franke meine ich. Die gehört nicht hierher. Eine Selbstmörderin war das, und es ist eine Sünde und Schande, daß ein anständiger Grabemann, wie ich es alleweile bin, auch für so ein liederliches Mensch arbeiten muß. Auf den Schindanger, unter den Galgen gehören die, die nicht warten können bis mein Bevatter kommt und sie holt! Ich habe es immer gesagt und ich bleibe dabei, die Welt muß zu Grunde gehen, wenn man unser eins zwingt auch für die liederlichen Weibsbilder, die sich erkaufen, ein Grab zu machen! Was hat denn da ein Mensch, der, wie es sich gehört, in seinem Bette stirbt, noch für einen Vorzug?“

„Das Mütterchen da drüben beweint wohl die arme Maria?“ bemerkte ich ausweichend.

„Die arme Maria,“ lachte der Alte höhnisch, „die arme Maria! Also das haben Sie auch schon gelesen? Ja, sehen Sie, die Selbstmörder haben jetzt alles, was sie nur wünschen können: ein bequemes, sechs Fuß tiefes Grab, ein Kreuz und gar 'ne Inschrift drauf. Na, die Inschrift ist auch darnach! — Gehen Sie nur hin zu dem alten Weibe und lassen Sie sich von der erzählen, das ist die Mutter. Die alte Franke ist zwar verrückt, ganz und gar verrückt, aber es ist mal ganz plausibel, ihr zuzuhören!“

Mir graute vor dem Todtengräber; ich warf ein Geldstück in seinen Hut, der neben der frischen Gruft auf der Erde lag, und ging mit kurzem Gruß weiter. Fast gegen meinen Willen kam ich wieder zu dem Grabe der armen Maria zurück. Ich fand das Mütterchen noch dort, neben dem Hügel sitzend, die eine Hand wie liebfosend auf die Rosmarin-Einfassung gelegt.

„Wollen Sie auch meine Maria besuchen?“ fragte die Frau, mich gewährend. „Sie schläft, ich habe sie eingeseungen. Bitte, treten Sie leise auf, damit mein Kind nicht erwacht — es weint dann wieder, weint so herzbrechend, und läuft mir zuletzt davon!“

Ich glaubte zu träumen. Die Worte klangen so wahr, so überzeugend; die Augen der alten Frau blickten mich so klar, ohne jedes Stieren und Flackern des Wahns an. Aber ich sah das Grab, das Kreuz; die Inschrift hob sich so scharf von dem schwarzen Grunde ab.

„Meine arme Maria!“ murmelte die Greisin; dann stand sie aus ihrer hockenden Stellung auf, fuhr mit der abgekehrten, mageren Hand über die runzelige Stirn und seufzte tief auf. „Sie sind fremd hier, Herr?“ fragte sie plötzlich und trat mir näher, mich voll ansehend. „Aber Sie sind gut, Sie verachten mich nicht wie die Andern, die hierher kommen, die mich verrückt und närrisch nennen. Ich weiß wohl, daß ich nicht bin, wie ich sein sollte. Ich glaube so oft, mein Kind, meine Tochter schlafe nur. Warum gönnt mir aber Niemand den Glauben, der mich beglückt, wenn er auch falsch ist? Ach die Menschen sind so schlecht! Sie gönnen ja nicht einmal der armen Maria die Ruhe im Grabe!“

„Und doch kann kein Reid, keine Mißgunst diese Ruhe stören,“ warf ich ein. „Sogar der üblen Nachrede ist ihre Tochter entrückt. Nur schlechte Menschen reden Böses von den Todten!“

„Wer wagt es, einen Stein auf meine Tochter zu werfen?“ fuhr die Alte in flammendem Zorn auf. Sie hatte die zitternde, bebende Hand auf das Holzkreuz gelegt und stand da wie eine Löwin, die ihr Junges verteidigt. „Meine arme Maria war der Besten eine, wie sie die Schönste war. Die Reichen, die Vornehmen sind schuld, daß sie elend und unglücklich wurde!“ In leisem Jammer erstarb die Stimme der Alten, sinnend blieb sie eine Weile. „Hat man Ihnen auch schon erzählt, daß eine Selbstmörderin hier liegt? Hat man Ihnen auch schon gesagt, daß die, die ich unter meinem Herzen trug, die ich gesäugt, gepflegt und groß gezogen habe, Hand an sich selbst legte?“ fragte sie endlich. „Verdammt und vermaledeit seien Alle, die so reden!“

Es war dämmerig geworden. Aus den Fenstern der Fabrikgebäude in der Ferne glühte rother Lichtschein.

„Sehen Sie die Ungeheuer, wie sie uns aus feurigen Augen anstieren?“ schrie die Alte plötzlich auf und wies mit dem dünnen Arm nach der Stadt hin. Eine gelende Dampfpfeife ertönte. „Hören Sie, wie die Bestie schreit? Sie will Futter — lebendige Menschen, mit warmem, frischem Blut! Schreie, krächze nur, du Drache, meine arme Maria ist sicher vor Dir. Du ruffst sie umsonst, sie braucht Dich nimmer — und ich, ich verlache Dich! Ja, ich verlache Dich, Dich und Deinen Herrn, für den Du aus Menschenschweiß und Menschenblut blankes, gelbes Gold machen mußt!“ Die Frau brach in ein kreischendes Lachen aus, das von wilden Fluchworten unterbrochen wurde.

Ein Kind war zu uns getreten. „Kommt, Mutter Franken,“ bat es, „Ihr müßt schlafen gehn. Es wird Nacht!“

Die Alte sah sich mit irrem Blick um. „Ja, schlafen!“ sagte sie dann. „Meine arme Maria schläft auch, so still und so ruhig. Schlaf, schlaf, mein Töchterchen, morgen komme ich wieder!“

Ohne ein Wort des Grußes für mich folgte sie dem Kinde, aber ich sah, daß sie sich noch einmal umwandte und drohend den Arm nach den Fabrikgebäuden hob.

Ich konnte die Fabrikstadt nicht verlassen, ohne Näheres über die arme Maria, über ihr Leben und ihren Tod, erfahren zu haben. Hier fragend, dort hörend, sah ich endlich meine wohl verzeihliche Neugier befriedigt. Ich will die Geschichte in Nachfolgendem wieder erzählen, so gut ich es vermag.

Die alte Mutter Franken, deren Bekanntschaft ich auf dem Friedhof gemacht, hatte lange Jahre in einem kleinen Kramladen eine bescheidene Auswahl von Schnittwaaren, Bändern und Garn feilgehalten, mit dem karglichen Verdienste ihr und ihrer Tochter Leben fristend. Sie war früh, noch vor der Geburt ihres einzigen Kindes, Wittwe geworden und alle Liebe, deren ihr Herz fähig war, hatte sich auf ihre Maria concentrirt. Gram und Sorgen hatten die Frau den Menschen gegenüber hart und barisch gemacht; selbst den Kindern, die in ihren Läden traten, zeigte sie nur ein unfreundliches Gesicht. Dabei benutzte sie jede sich bietende Gelegenheit, um in bitteren Klagen ihr Geschick zu verfluchen, das grade ihren Mann, den nächsternsten und fleißigsten Menschen, den besten und liebevollsten Satten, einem frühen Tode geweiht hatte. Um so zärtlicher und weicher gab sich dagegen die Wittve ihrem Kinde gegenüber. Wenn sie Abends Thür und Fensterläden geschlossen, dann kam die Stunde, nach der sie sich den ganzen Tag gesehnt. Die klaren, leuchtenden Augen, das silberne Lachen ihres Lieblings zauberte sie über die ärmliche Umgebung hinweg, verschlechten alle Herbe und Bitterniß. Sie fühlte sich dann reich wie eine Königin und der lerge Bissen Brod, den sie genoß, dächte ihr wie das köstlichste Nachtmahl, wenn sie sah, wie herzhast die perlweißen kleinen Zähne in die Rinne einbissen. Oft genug brachte sie noch in später Stunde ihre den Tag über in peinlichster Ordnung gehaltenen Vorräthe in ein unentwirrbares Chaos, um nur schnell bunte Bänder, Schleifen und anderen werthlosen Tand zu finden, mit dem sie ihren Abgott ausputzen konnte. Wie ein Kind stimmte sie mit in den Jubel der Kleinen ein, wenn diese, sich bewundernd, vor dem kaum fußhohen Spiegel stand, preßte sie dann mit stürmischer Zärtlichkeit an sich und

drohte sie mit ihren Küssen zu ersticken. Die kleine Maria hat dann wohl selbst ihre Mutter um Mäßigung, setzte sich mit ernsthafter Miene in den großen Lehnstuhl und befahl ihr, sich auf die Bank zu ihren Füßen zu setzen und ein Märchen zu erzählen. Die Mutter gehorchte nur zu gern. Ihr Kind vor sich, das ihr die Worte von den Lippen las, hörte sie selbst die Palmen eines fernen Wunderlandes rauschen und fabelhafte Vögel in menschlicher Sprache sich unterhalten. Bis in ihre Träume hinein blieb ihr dies Schemenbild eines Glückes, das mit der aufgehenden Sonne vor der sorgenvollen Wirklichkeit schwand wie Märzschnee. Trotz dieser fantastischen und thörichten Art, wie die Wittwe mit ihrem Kinde umging, entwickelte sich dasselbe körperlich und geistig so, daß es der allgemeine Liebling wurde.

Früh schon konnte die Wittwe Franke ihrer Tochter die Sorge um den Kramladen und das Häuschen allein überlassen. Mit einem schweren Ballen auf dem Rücken zog die Frau von da an hausierend in den umliegenden Dörfern und Weilern umher. Sie hoffte so schneller das Ziel zu erreichen, nach dem sie mit all ihrem Denken und Wünschen strebte: ein wenn auch noch so kleines Kapital, das die Zukunft ihres Kindes sicherte. Der Verdienst war eine Zeitlang auch ein guter; der kleine Schatz von blanken Thalern, vor deren Glänzen jetzt der Schimmer des Märchengoldes verblaßte, vermehrte sich von Monat zu Monat.

Aber eine schwere Krankheit warf dann die Mutter darnieder; waren bisher die Groschen für den Bäcker gezählt worden, so wanderten nun die ersparten Thaler ungezählt zum Arzt und Apotheker. Mit der hingebendsten Aufopferung pflegte das junge Mädchen die Leidende; von Nachtwachen erschöpft suchte Maria den Tag über durch verdoppelten Fleiß der Mutter Plage mit auszufüllen. Die letztere genas auch; aber es schien, als ob das Schicksal für diesen Beweis seiner Gunst ein Opfer verlange. Das kleine Geschäft der Wittwe ging mehr und mehr zurück. Der Schredenstag brach heran, an dem Alles, was die Aermste noch ihr Eigen nannte, dem Meistbietenden zugeschlagen wurde. Damit schwand auch das stille Glück der Abende. Vier Augen suchten nun vergebens nach den werthlosen Möbelstücken, mit denen alle Erinnerungen verwachsen waren; mit ihnen waren die Säulen gefallen, an denen sich die Sinnpflanzen emporrankten, in deren Schatten der Märchenzauber über des Lebens Noth hinwegtäuschen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueberlebse!

(Eine kulturhistorische Blaudeel.)

(Niesformeln. — Opfergebräuche. — Liebesorakel. — Spiele. — Ueberlebel bei den herrschenden Klassen.)

I.

Unsere ganze heutige Weltanschauung ist durchtränkt von dem einen Gedanken, daß alles in und um uns, nicht nur die Pflanzen- und Thierwelt, sondern auch in erster Linie das gesamte menschliche Kulturleben einer stetigen Höherentwicklung unterliegt. Zelotische Theologen mögen es noch so oft verkünden, daß die Menschheit immer tiefer in Sünde und Elend versinken müsse: sie finden keinen Glauben mehr.

Freilich ist dieser Fortschritt zwar stetig, aber auch — viele werden dies zu ihrer größten Pein gefühlt haben — sehr langsam. Am allerwenigsten glaube man, daß jeder neue gesellschaftliche Zustand, jeder gesellschaftliche Neubau ein Werk aus einem Gusse sei, gleichsam wie einem neuen Schöpfergedanken entsprungen. Wie in unseren Städten inmitten der Miethkasernen und der heiteren Villen alte Thürme und Mauern aufragen, die einst den Bürger vor Ueberfällen wahrten, jetzt aber zu der modernen Umgebung nicht passen wollen, weder nach ihrer Bestimmung, noch nach ihrer Bauart — so finden sich auch in unserem alltäglichen Leben vielfach noch Vorstellungen und Gebräuche, welche einer fernen Kulturperiode angehören, aber ihr Leben mit erstaunlicher Zähigkeit bis auf unsere Tage erhalten haben. Manche dieser „Ueberlebse!“ sind bekannt, manche sind erst in allerjüngster Zeit — besonders von englischen Forschern — als solche nachgewiesen worden. Es lohnt sich wohl, an dieser Stelle näher auf einige einzugehen.

Woher stammt die, wie es scheint, jetzt allmählich verschwindende Sitte, beim Niesen einer Person „Gesundheit“ oder „Wohl bekomms!“ zu wünschen? Das Volk hat in seiner Verlegenheit, den Ursprung dieses merkwürdigen Gebrauches aufzudecken, willkürlichen Legenden Glauben geschenkt, die irgend ein geschickter Fabulist zuerst erfand, die aber später den Charakter verbürgter historischer Wahrheit annahmen. Bei einer furchtbaren pestartigen Krankheit im Mittelalter, gegen die alle ärztliche Kunst hilflos war, soll das Niesen als Zeichen der Rettung vom Tode gegolten haben, erzählt der Volksmund. Seitdem wäre der freudige Ausruf, in den die Umstehenden ausbrachen, allgemein beibehalten worden.

Kenner des Alterthums und Reisende, welche mit unvivilisirten Völkern in anderen Erdtheilen in Berührung kamen, haben schon lange den Irrthum dieser Erklärung gefühlt. So Hernando de Soto auf seiner berühmten Expedition nach Florida, als ihm ein Häuptling der Eingeborenen einen Besuch abstattete. Während dies

geschah, fing der wilde Fürst plötzlich stark an zu niesen. „Die Herren, welche mit ihm gekommen waren und sich längs der Mauer der Halle unter den Spaniern aufgestellt hatten, neigten auf einmal ihre Köpfe, öffneten die Arme und schlossen sie wieder und vollführten andere Geberden von großer Ehrfurcht und Achtung, begrüßten ihn mit verschiedenen Worten, aber alle kamen darauf hinaus, daß sie sagten: „Die Sonne behüte dich, sei mit dir, erleuchte dich, mache dich groß, schütze dich, begünstige dich, vertheidige dich, mache dich glücklich, erhalte dich“ und andere Phrasen der Art, wie die Worte eben fielen, und dies Gemurmel dauerte eine gute Zeit, worauf der Gouverneur, welcher sich darüber wunderte, zu den Herren und Häuptlingen neben ihm sagte: „Seht ihr nicht, daß die ganze Welt eine ist?“ — Und der Geschichtsschreiber fügt hinzu: „Dies wurde bei den Spaniern wohl bemerkt, daß bei einem so barbarischen Volke dieselben oder noch größere Ceremonien im Gebrauch seien, als bei denen, welche sich für sehr zivilisirt halten. Danach sollte man meinen, daß diese Art des Glaubens allen Nationen natürlich sei und nicht durch eine Pestilenz verursacht, wie man gewöhnlich annimmt.“

„Die ganze Welt ist eine,“ meinte de Soto, von seinem Standpunkt aus vielleicht etwas vorschnell. Auf Grund der neueren etnologischen Forschungen aber müssen wir ihm, was die Verbreitung der Niesformeln anbetrifft, vollständig Recht geben. Wenn bei den Zululassern einer krank ist, so fragen diejenigen, welche zu ihm kommen, ob er geniest hat oder nicht; hat er es nicht gethan, so murren sie und sagen: „die Krankheit ist groß!“ Wenn ein Kind niest, sagt man zu ihm: wachse! denn es ist ein Zeichen von Gesundheit. Wenn der König von Monomotapa (in Afrika) niest, so laufen Segensrufe von Mund zu Mund durch die Stadt. In Guinea warfen sich im vorigen Jahrhundert, so oft eine angesehene Person nieste, alle Anwesenden zu Boden, küßten die Erde, klatschten in die Hände und wünschten ihm alles Glück und Wohlergehen. Die jüdische Niesformel lautet „Gutes Leben“. Wenn ein Hindu niest, so sagen alle Nebenstehenden „Lebe!“ und der Niesende erwidert: „Mit euch!“ Die Römer riefen „Salvo“, wenn einer geniest hatte, und selbst Tiberius, der finstere Menschenfeind, beobachtete dieses Herkommen streng. Nach welchen Welttheilen, in welche historische Fernen wir unsere Blicke schweifen lassen, überall treffen sie auf zahlreiche Völkstämme, welche dem Niesen eine besondere Bedeutung zuerkennen.

Die Erzählung von der mittelalterlichen Pest ist daher von vornherein als erfunden zu bezeichnen. Andere Erklärungsversuche, wie sie bei den Griechen und bei den Juden auftauchen, verrathen schon durch ihr mythologisches Gewand, daß sie lediglich der Phantasie entsprungen sind. Der Einblick in das Seelenleben der niederen Menschheitsstufen, den uns die Wissenschaft — in erster Linie wiederum die englische Wissenschaft — in den letzten Jahrzehnten erschlossen, hat wie manches andere, so auch dieses Räthsel gelöst.

Der Wilde schreibt bekanntlich, ähnlich wie noch heute das naive Denken, alle Handlungen, alle körperlichen Bewegungen, welche er mit Bewußtsein vollzieht, einer in ihm wohnenden Seele zu. Er folgert daraus, von seinem Standpunkt aus ganz mit Recht, daß Bewegungen des Körpers, welche er nicht gewollt hat, durch eine fremde Seele hervorgerufen werden, durch einen fremden Geist, der in seinen Körper gefahren ist. Die lebhaften Bewegungen beim Tanz hat der Wilde selber gewollt, er führt sie auf seine eigene Seelenthätigkeit zurück; die Bewegungen beim Krampf, bei epileptischen Anfällen, bei Krankheit und Bewußtlosigkeit treten aber ohne seinen Willen ein: auch diese hat ein Geist hervorgerufen, aber nicht der eigene, sondern ein fremder. Krankheit, Epilepsie, Wahnsinn, ja sogar der Zustand der Berauschung sind für den Naturmenschen gleichbedeutend mit Besessenheit, und alle dagegen ergriffenen Mittel laufen in ihrer großen Mehrzahl auf Teufelsaustreibung hinaus. Der maßgebende Gesichtspunkt dabei ist, dem bösen Geist den Aufenthalt in dem Körper des Leidenden möglichst unangenehm zu machen. Die Juden pflegten in ihren früheren Zeiten zu diesem Zwecke einen „schrecklichen Gestank“ zu erzeugen durch Verbrennen des Hergens und der Leber eines Fisches: durch solche Geistesbeschwörung wurde der Dämon Asmodeus ausgetrieben, der erst nach Ägypten floh, als er den Rauch „gerochen“ hatte. Von demselben Gedanken getrieben, hocht sich bei den kalifornischen Stämmen der Doktor dem Patienten gegenüber auf die Erde und beßt ihn, ganz wie ein wüthender Kettenhund, mehrere Stunden lang an. Wohl nur in der Absicht, dem Eindringling seinen Wohnort zu verkleiden, verordnen die Medicinmänner mit besonderer Vorliebe bei fast allen Völkern Dinge von unerträglichem Geruch und Geschmack — einer Neigung, die sich noch auf manchen unserer modernen Aerzte vererbt zu haben scheint.

Diese kleine Abschweifung sollte nur zeigen, daß der Wilde alle unwillkürlichen Bewegungen einem fremden Geiste zuschreibt, sei er nun gut oder böse. Auch das Niesen wird auf diese Weise erklärt. In vielen Fällen wird das ausdrücklich bestätigt. So von den Zulul. Wenn ein Zulu niest, so sagt er: „Nun bin ich gesegnet. Der Idhlozi (Geist eines Ahnen) ist in mir; er ist zu mir gekommen. Laß mich eilen und ihn loben, denn er veranlaßt mich zu niesen.“ So lobt er die Namen der Familien, und bittet um Vieh und Weiber und Segnungen. Das Volk aber erzählt von den Zaubereien: Wenn ein Mensch im Begriff steht, ein Junge zu werden, so fängt sein Kopf an, Zeichen von dem zu geben, was gleich geschehen soll. Er verräth, daß er im Begriff steht, ein

Wahrsager zu werden, indem er immer und immer wieder niest. Und die Menschen sagen: Nein! wahrhaftig, es sieht aus, als ob dieser Mensch im Begriff wäre, von einem Geist besessen zu werden. — Die Rhonds schütten Gefäße voll Wasser über den Priester, den sie zu befragen wünschen. Niest er, so ist das ein Zeichen, daß der Geist in ihn gefahren ist, der ihn mit weissagender Kraft ausrüstet. In der gleichen Anschauung wurzelt wohl auch unser Aberglaube, daß eine Aeußerung besonders glaubwürdig sei, wenn sie beniest wird: ein höherer Geist sagt durch den Niesenden gleichsam sein Ja und Amen dazu. Ähnlich betrachteten die Griechen das Niesen als gottgefandt. In der Odyssee ruft die „Kuge Penelopeia“ aus:

Es fehlt uns ein solcher Mann, wie Odysseus war, die Plage vom Hause zu wenden. Räm' Odysseus zurück in seine Heimath, er würde Bald mit seinem Sohne den Frevel der Männer bestrafen! — Also sprach sie; da nieste Telemachos laut, und ringsum Scholl vom Getöse der Saal. Da lächelte Penelopeia, Wandte sich schnell zu Cumäos und sprach lächelnd die geflügelten Worte:
Gehe mir gleich in den Saal, Cumäos, und rufe den Fremdling!
Siehst du nicht, wie mein Sohn mir alle Worte beniest hat?
Ja nun werde der Tod das unvermeidliche Schicksal
Aber Freier, und keiner entlicke dem blutigen Tode!

Diese Beispiele ließen sich häufen. Wir wollen hier nur zusammenfassend bemerken, daß der Niesegruß sich findet auf beiden Seiten in Afrika, in Polynesien, in Amerika und Europa, in Asien — in Indien, wie in Judäa und bei den moslemitischen Stämmen. Die gebräuchlichen Redewendungen drücken nichts anderes aus, als Glückwünsche, daß ein guter Geist eingekehrt sei oder die Verehrung von diesem Geist. Auf der Entwicklungsstufe der Wilden sind sie auch vollaus berechtigt, aber sie erhalten sich auch unter höherstehenden Nationen, welchen das Niesen von allem dämonenhaften Zauber entkleidet erscheint, als seltsam fremde Ueberbleibsel, für welche das Volk rathlos nach Erklärungen sucht, die es in allerlei willkürlichen Erzählungen und Mythen zu finden meint.

Wir wollen jetzt auf einige Sitten hinweisen, wo Handlung und geistige Vorstellungsweise beide sich erhalten haben, wenn auch schwach und blaß — auf Ueberreste alter Opfer.

Im großen und ganzen ist es richtig, daß die Opfer mit dem Erlöschen des heidnischen Kultus ausgestorben sind. Unsere ganze alte Kultur hat sich gleichsam in den Strom der christlichen Zivilisation ergossen, aber unter der Oberfläche fühlt man doch jetzt noch die alte Strömung, wenn auch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwächer. Wie bei Gewittern die heidnischen Preußen dem Donnergott Perkunos eine Speckseite opferten, so trug vor zweihundert Jahren der preussische Bauer mit entblößtem Haupte eine Speckseite auf seinen Ader und rief: „Du Gott, schlage nicht das meinige, ich will dir diese Seite Speck schenken.“ In Kärnten werden dem Wind und dem Feuer, um sie freundlich zu erhalten, Speisen dargebracht, die man in einer hölzernen Schale auf einen Baum stellt; man nennt es den Wind und das Feuer „füttern.“ Der oberpfälzer Bauer wirft bei heftigem Sturm dem tobenden Element einen Löffel oder eine Hand voll Mehl entgegen mit den Worten: „Da, Wind, hast du Mehl für dein Kind, aber aufhören mußt du.“ Durch ganz Deutschland hindurch dürften sich Reste der alten Erntepfer für Wotan oder Frida erhalten haben. Bald läßt man, wie in Norddeutschland, einige Büschel Lehren „für den Wotan“ stehen, oder für Wotans Pferd, wie in Niedersachsen; bald wirft man die erste gebundene Garbe Nachts 12 Uhr durch das hintere Scheunenthor „für die Engel vom Himmel“, wie in Hessen. In Mecklenburg und ähnlich im Lippe'schen ließ man noch im vorigen Jahrhundert am Ende jedes Roggenfeldes einen Streif unabhengemäht, flocht die Halme in Büschel zusammen und besprengte sie, wie bei den alten Wotansopfer, mit Bier. Die Arbeiter schlossen darum einen Kreis, nahmen die Hüte ab, richteten die Senen in die Höhe und sprachen dreimal: „Wode, hole deinem Hof nun Futter; nun Distel und Dorn, aufs andre Jahr besser Korn.“ Das den Arbeitern dann gegebene Gelag hieß „Wodelhier.“ Zu Waldeck tragen die Eltern, wenn ihre Kleinen kränkeln, Wolle und Brot in einen Wachholderbusch und sprechen: „Ihr Holle und Hollinnen, hier bring' ich euch was zu spinnen und was zu essen; ihr sollt spinnen und essen und meines Kindes vergeßen.“ Im bairischen Hochlande bindet man den Küben Körbchen voll Erdbeeren und Alpenrosen zwischen die Hörner „für die Fräulein.“

Hier tritt der Charakter des Opfers überall scharf und unzweideutig hervor. Bei einer Fülle anderer Erscheinungen wird uns der Zusammenhang mit uralten heidnischen Gebräuchen erst klar, wenn wir ihre Entwicklung geschichtlich rückwärts verfolgen. Erinnerung die Hausfrau alter Opfer und Opfermahlzeiten, wenn sie zu Weihnachten, Neujahr, Fastnacht, Ostern bäckt oder festspeisen bereitet? Und doch dürften die Stollen, die Lebkuchen, die Striegel und ähnliches sich dieser hohen Abkunft erfreuen. Schon zu den Winterfesten Wotans, von welchen so viele Züge auf unser Weihnachtsfest übergegangen sind, wurden Bilder der Götter und heiligen Thiere aus Teig und Honigkuchen geformt und von den Frauen im Tempel gebeten.

Ganz wunderliche Gewohnheiten werden bei solchem geschichtlichen Rückblick erklärlich. In Franken essen die Mädchen vor der Christmese oder am Andreasabend einen Fering, um ihren Zukünftigen im Traume zu erblicken. Der Thüringer, der Voigtländer und

*) Dieser Artikel wurde vom Verfasser schon an anderer Stelle veröffentlicht, scheint uns aber auch hier der Wiedergabe werth.

der Brandenburger ist in der Sylvesternacht Hering und Hirsebrei, weil er dann das ganze folgende Jahr viel Geld und Glück hat; die Heringsköpfe werden durch die Augen an die Decke gespießt und dann dem kranken Vieh zu fressen gegeben; die Heringsscheele wirft man wohl an die Decke, nach hundert Jahren springe dann ein Pferd, ein Schimmel ohne Kopf, herunter. Der letztere Zug weist auf Botan hin und bei näherer Untersuchung stellt sich denn auch heraus, daß Heringe zu den alten Festspeisen gehören. Noch heute wird in den russischen Ostseeprovinzen an gewissen Tagen unter heiligen, mit bunten Bändern geschmückten Bäumen Milchgrütze und Hering als Opfergabe dargebracht. So stand also früher in Deutschland der Hering mit dem Gottesdienst in Verbindung. Ist es dann noch zu verwundern, daß man ihm außerordentliche Wirkungen auf Thiere wie auf Menschen zuschrieb?

Wer seine Jugend in einer kleineren Stadt verlebt hat, wo das Argusauge der Polizei noch nicht mit peinlicher Aufmerksamkeit jeden Schritt und Tritt überwacht, wird sich des unglaublichen Ansehens erinnern, der am Vorabend der Hochzeit vor dem Hause der Braut getrieben wird. Alle Gassenbuben sind auf den Beinen und schleppen herbei, was sie an alten schadhaften Töpfen und Gläsern aufstreifen können, um sie mit möglichstem Lärm vor dem Brautthaus zu zertrümmern. Man hat auch hier einen Ueberrest der alten feierlichen Zeremonie erkennen wollen, nach dem Opfern — und Opfer fanden sicherlich vor der Hochzeit statt — die Gefäße zu zerbrechen, um sie unheiligem Gebrauche zu entziehen. Ist es doch heute noch Sitte, bei ergreifenden Gelegenheiten, wie beim Abschied inniger Freunde oder auch beim Nichten eines Hauses, die Gläser auszutrinken und am Boden zu zerbrechen.

Aus der Berliner Arbeiterbewegung.

III. Die Organisation der Buchbinder und verwandten Berufsgenossen.

M. Ehe wir zur eigentlichen Organisation übergehen, ist es wohl gut, einige allgemeine Bemerkungen voranzuschicken.

Die Buchbinderei ist mit Ausnahme einiger Plätze in Deutschland noch immer vorherrschend Kleinbetrieb. Die Hauptplätze sind Berlin, Offenbach für Fabrikation, Leipzig, Stuttgart, Hannover für Buchbinderei. Wo die Großproduktion verbreitet ist, suchen sich die Kleinmeister in Berlin wie außerhalb durch Lehrlingszucht zu erhalten. Die Gehilfen sind in Groß- und Mittelstädten in Selbstbetätigung. Der Lohn beträgt in Mittelstädten ca. 9—12 M., mit Kost und Logis 4—6 M. In Berlin und den anderen Hauptplätzen 12—36, im Durchschnitt wohl 18—24 M. Die Arbeitszeit beträgt außerhalb meistens 12 Stunden, in den Fabrikationsplätzen kann als Norm 10 Stunden angenommen werden.

In allen Städten mit Großbetrieb ist die Theilarbeit, sowie Mädchenarbeit nebst großem Maschinenbetrieb vollständig eingeführt, so daß heute jeder halbwegs geschickte Mensch, ohne Buchbinder „gelernt“ zu haben, beschäftigt wird. Durch diese Produktionsweise sehen nun die eingewanderten sowie auch die hiesigen Gehilfen, welche 4—5 Jahre beim Kleinmeister gelernt haben, in der Großproduktion die Plätze von nicht gelernten Buchbindern besetzt.

Die Innungen haben hier und in Offenbach ihren Einfluß vollständig verloren, da in diesen Städten meistens Handels-Artikel von Kaufleuten (bloßen Geldleuten und Kapitalisten) fabriziert werden. In anderen Städten ist noch mit dem alten Innungsrummel zu rechnen.

Die Accordarbeit ist in den Hauptplätzen jetzt vorherrschend, von den Fachvereinigungen wird aber das frühere Lohnsystem angestrebt, weil die Arbeiter immer mehr einsehen, daß Accordarbeit Nordarbeit ist.

Die Zahl der in Berlin beschäftigten Buchbinder und verwandten Berufsgenossen beträgt ca. 2000 mit ca. 6000 Arbeiterinnen. Um nun viele der hier angeordneten Uebelstände zu beseitigen, wurde in Berlin im November 1883 der Unterstützungsverein der Buchbinder gegründet.

Die erste Organisation der Buchbinder wurde im November 1868 nach Hirsch-Dunker'schen Maximen ins Leben gerufen, konnte nie viele Mitglieder erreichen, besteht aber heute noch unter dem stolzen Titel „Verein deutscher Buchbinder“ mit ca. 15 Mitgliedern. Die paar Kollegen sind von Mädchen so verquasalbert, daß sie heute noch an eine Harmonie zwischen Kapital und Arbeit glauben. Im Jahre 1875 wurde ein Fachverein der Buchbinder mit modernen Ansichten ins Leben gerufen, welcher sich aber 1878 von selbst schnell auflöste. Von dieser Zeit bis 1883 bestand nur noch der Hirsch-Dunker'sche Gewerksverein, aber eine Anzahl Mitglieder hatte es 1883 satt, sich von Mädchen an der Nase herumführen zu lassen. Sie beriefen 1883 eine Versammlung nach der alten Uebe, dort wurde die Gründung des heutigen Unterstützungsvereins beschlossen.

Die Zeit war für die Gründung nicht ungünstig. Das Geschäft ging immer schlechter und so hatten die meisten Arbeiter ihre letzte Hoffnung auf ein festes Aneinanderschließen gesetzt. Durch eine geschickte Agitation, wie sie von dem leider ausgewiesenen Kollegen Michelsen betrieben wurde, wuchs der Verein so rapid, daß Ostern 1884 eine Mitgliederzahl von 1000 zu verzeichnen war.

Im Mai 1884 wurde nun eine Lohnkommission zur Regelung der Lohnfrage gewählt. Der Anfang des Lohnkampfes wurde in einer Akkumulation in der Decedenerstraße gemacht, dort wurde mit dem in No. 4 d. Z. beschriebenen Kolonnenystem ausgeräumt und zugleich eine Erhöhung der Löhne durchgesetzt. Kurze Zeit danach sollte in sämtlichen Fabriken mit dem Kolonnenystem gebrochen werden, leider kamen nur ein paar Fabriken dem in einer fast besuchten Versammlung gefassten Beschluß nach. Bei einem Streik in der Ritterstraße wurden die Vorstehenden der Lohnkommission, sowie zwei Kollegen, welche Posten standen, verhaftet. Es streikten dort im Ganzen drei Arbeiter, darunter die Vorstehenden der Lohnkommission, vier arbeiteten weiter. Um diese vier Mann zu schützen, waren am Abend zuvor 17 Schulleute in Uniform erschienen, außerdem 2 berittene und diese in Civil. Den anderen Mittag wurden Michelsen und Rehner im Bierlokal vom Revier-Neutenant verhaftet, von Mittag bis Abend im Revier behalten, um Abends nach 7 Uhr mit Bedeckung nach dem Rollenmarkt transportiert zu werden. Am andern Morgen wurden die zwei Postenstreicher mit Rehner ohne Verhör entlassen, nur Michelsen schien etwas „Rehr-Werth“ zu besitzen, er wurde 3 Wochen in Haft gehalten, wegen des bekannten 153 der Gewerbe-Ordnung angeklagt, aber mit der Motivierung freigesprochen, daß ein moralischer Druck beim Streik wohl erlaubt sei. Bei allen späteren Unternehmungen hatten wir uns stets einer sehr großen Aufmerksamkeit der Polizei zu erfreuen. Unter solchen Umständen wird es zur Unmöglichkeit, eine Lohnbewegung durchzuführen.

Der Verein hatte im August des Jahres seinen Höhepunkt erreicht, es waren 1400 Mitglieder, gewiß bei einer Zahl von 2000 ein günstiges Resultat.

Die Lohnkommission war durch die gemachten Erfahrungen zu der Ueberzeugung gekommen, daß in unserem Gewerbe für die Dauer eine Lohnerhöhung ohne Organisation der Frauen und Mädchen nicht möglich sei. Somit wurde im August nach längerer Ruhe die erste Arbeiterinnenversammlung unseres Gewerbes einberufen, leider aber auf Grund des bekannten § 9 verboten. Der größte Theil unserer Kollegen war aber damals noch nicht zu der Einsicht gekommen, daß die Frauen organisiert werden müssen. Nachdem die Frauenvereiner durch Frau Schack geschaffen worden war, wurden jedoch viele unserer Begier eifrige Anhänger. Wie noch Jedem ersichtlich, wurde freilich auch diese vielversprechende Vereinigung zertrümmert.

Zu dieser Zeit konnte der damalige Leiter der Lohnbewegung, Michelsen, in Folge seiner Agitation keine Arbeit erhalten, er wurde vom Verein unterstützt, aber binnen kurzem wurden schon Stimmen laut: kostet zu viel Geld, mag abtreten, weil er nicht an dem Ort gebunden ist u. s. w. Einer wohl für Alle, aber nicht Alle für Einen! Es ist dies überhaupt noch ein trüber Punkt in vielen Arbeiterorganisationen. Michelsen reiste ab, um sich auch für später wenig um den Unterstützungsverein zu kümmern.

Im November 1884 wurde eine eigene Buchbinder-Zeitung gegründet. Sie ging aber schlecht. Deswegen kam im Januar 1885 die Einladung zur Centralisation der Vereine sehr genehm. Durch einen Kongreß in Offenbach wurde im April die Centralisation der Vereine beschlossen. Die Zeitung wurde dadurch Verbandsorgan. Durch die Centralisation mußte nun der Verein in andere Bahnen gelenkt werden, viele Mitglieder schieden leider aus. Nun brach im Juni wieder ein nicht zu umgebender Streik aus; dieser kostete ca. 1200 M., Verbandsbeiträge sollten entrichtet werden, so daß der Verein finanziell herunterkam. Weihnachten 1885 hatte der Verein schon eine Schuldenlast an den Verband von ziemlich 300 M. Durch eine nochmalige rührige Agitation erstarb der Verein jedoch wieder, so daß beim Erscheinen des Puttkamer'schen Streikerlaßes, Ostern 1886, der Verein noch 700 Mitglieder zählte. In Folge des Puttkamer'schen Erlasses laut der Verein auf 250 Mitglieder herab. Der größte Theil war der Meinung, daß nach solchem Erlaß eine Vereinigung zur Berufsbildung herabzusetzen muß, deshalb schieden sie lieber aus. In allem Unglück wurden im Mai noch 18 Kollegen gemahnt. Der Verband lehnte jede Unterstützung ab, der Verein bekam in Folge dessen noch mehr Schulden. Man beschloß nun, aus dem Verband auszutreten. Es wurden dem Verband auch polizeiliche Scherereien gemacht wegen der Reise-Unterstützung, so daß es jetzt nur noch ein freiwilliges Reise-Gesetz gibt.

Durch diese Zersplitterung hat sich nun noch ein Fachverein gegründet. Es bestehen also zwei Vereinen mit gleicher Tendenz, aber wenigstens sind sie nicht feindliche Brüder und beschließen sich nicht. Der Unterstützungsverein zählt jetzt noch 150 Mitglieder, kann sich natürlich jetzt unter solchen Verhältnissen weniger mit der Lohnfrage beschäftigen. Der Fachverein hat wieder mit Polizei-Scherereien in Preußen zu kämpfen.

Aus dem Angeführten geht zur Genüge hervor: sollen Arbeiterorganisationen gesehentlich für die Mitglieder wirken, so gehört vor allen Dingen eine freiere Entwicklung mit voller Vereins- und Versammlungsfreiheit dazu. Wir Arbeiter wollen hoffen, daß diese Freiheit uns baldigst verschafft wird. Nur dann kann erst von einer wirklichen Koalitionsfreiheit die Rede sein. So lange steht sie für uns nur auf dem Papier.

Kleine Mittheilungen.

Ueber die Lohndrucker in Verbindung mit einer Art Kolonnenystem im Wiener Maurergewerbe schreibt Maurer Hans u. A.: „Nicht mehr wie früher, werden die Häuserfabriken an 6—10 Gehilfen in Accord gegeben, wo jeder den gleichen Verdienst davon trug, sondern diese Art von Arbeit hat die Forderung einer einflussreichen Klasse dadurch zertrümmert, daß sie den Mehrerwerb der früher besser bezahlten Arbeitsleistung für sich in Anspruch nimmt, indem jetzt einzelne Unternehmer die „Fagade“ und die Studatur übernehmen, vielleicht auch noch den inneren glatten Verputz, das Färben, Weichen und die Verdrämaarbeiten u. s. w. Der Polier wird von solchen Unternehmern bestochen mit einer Summe, affordiert mit ihm oder dem Baumeister die übernommene Arbeit per Quadratmeter und einen bestimmt ausgesprochenen Betrag von 2 fl. per Tag für einen Arbeiter. Ist das Unternehmen abgeschlossen, beginnt die Jagd nach billigen Fagademaurern. Anstatt den bedingenen Accordpreis bei Uebernahme der Arbeit, bezahlt dieser Sklavenshalter nur Löhne von 1,60 fl. an. Und wie viele „Parapet“ und „Zugmaurer“ erhalten heute schon nur diesen Lohn? Fast Alle, trotzdem sie „Fagademaurer“ sind. Unter der Aufsicht dieses „Partieführers“ arbeiten diese „gutbefohlenen Sklaven“ von 7/6 bis 7/8 Uhr Abends, oft noch länger ohne Mittagsstunde, Frühstück und Besperzeit. Die Routine dieser „Geschäftsmänner“ hat auch hier eine besondere Methode von Antrieberei gefunden. In den beiden Ecken des fertigen Neubaus werden Fagademaurer angestellt mit einem besseren Lohne, oder dieselben werden öfters mit kleinen Aufmerksamkeiten von Seite des Antriebers oder Poliers bedacht. Unter dem Namen „Virginia-maurer“ bekannt, feuern dieselben durch ihre Mehrleistung bei schleuderhaftem Hinpaßen, die in der Mitte Arbeitenden zu rastloser Thätigkeit an. Hat der am Fagade z. B. 4 Gährungen im Tage gemacht und ein Anderer in der Mitte nur 2 oder 3, nicht allein, daß man ihn, den ordentlich arbeitenden Gehilfen, den Lohn verringert, schimpft man ihn mit allen erdenklichen Ausdrücken zusammen, spottet seiner scheinbaren Schwachheit in der Arbeit, klopft dadurch das Schamgefühl dieses Armen und durch dieses bis zur Verzweiflung gemartert, heßt dieser seinen Körper über alle gesetzlichen Schranken durch übermenschliche Leistung — um den Preis eines „besseren Lebens“ von 1,60 fl. Tagelohn. Wo bleibt da der vom Unternehmer mit dem Baumeister affordierte 2 Guldenlohn per Arbeiter und Tag? In der Tasche dieser Schmaroger. Nicht selten beschäftigt so ein Studaturmeister im Sommer 100 und noch mehr solcher Arbeiter mit der oben beschriebenen Arbeit. Wenn nun täglich bei 100 Arbeitern durchschnittlich 10 kr. von dem mit dem Baumeister vereinbarten Accordlohn dem Arbeiter vom „Unternehmer“ abgerissen werden, und das ist sehr wenig, so giebt das täglich 10 fl. und wöchentlich 60 fl. Also 60 fl. für nichts.“

Ausbeutung von eingewanderten Landarbeitern in Amerika. Der New-Yorker „Herald“ bringt einen bemerkenswerthen Bericht über die organisirte Verschlechterung von Einwanderern, nicht an industrielle Unternehmer, sondern an die Hantler-Farmer des Ostens, die nicht weniger schlimme Ausbeuter sind, als die Kohlenlords von Pennsylvania. In dem schönen, fruchtbaren Thale, welches von den Abhängen der grünen Hügel des „Connecticut Valley“ begrenzt wird, im Staate Massachusetts und anderen nahegelegenen Neu-England-Staaten — so heißt es da — befindet sich eine Anzahl kleiner Farmen, welche 50, 60 oder auch wohl 100 Acker Land umfassen und von größtentheils unerfahrenen Einwanderern bearbeitet werden. Trotz ihrer Unkenntnis der Landessprache behelfen sich die Neu-England-Farmer mit ihnen, weil dieselben billig zu haben, kräftig gebaut und bei harter Arbeit mit der größten Nahrung sich begnügen und sich mit den denkbaren schmutzigsten Wohnräumlichkeiten behelfen. In ihrer Unwissenheit sind dieselben gezwungen, oft die größten Unbillen über sich ergehen

zu lassen. Meistens erhalten sie nur sehr geringe Löhne und öfters sogar gar keine. Partherzige und geizige Farmer binden ihnen ungeheure Arbeitslasten auf und drohen ihnen dann noch mit gesetzlichen Zwangsmitteln, um sie fester zu machen. Beklagen sie sich bei ihren Arbeitgebern, so wird ihnen nur ein rohes Lachen zur Antwort, oder man hält ihnen einen von ihnen selbst unterschriebenen Kontrakt vor die Augen. Man giebt ihnen dann zu verstehen, daß sie sich durch denselben an einen Mann verkauft hätten, der sie seinerseits an einen anderen verhandelt, gerade als ob sie Sklaven wären. Fast jeder einzelne von ihnen hat eine traurige Geschichte von schwerer Arbeit, schlechter Bezahlung und händischer Behandlung zu erzählen. Nachforschungen, welche man angestellt hatte, um zu erfahren, wie es möglich sei, daß solche Einwanderer massenweise nach jenen Gegenden gebracht wurden, ergaben, daß in der schönen alten Stadt Northampton, Mass., sich ein Arbeitsvermittlungsbureau befindet, welches als eines der größten für Kontraktarbeiten in allen Neu-England-Staaten wie auch in „Castle Garden“ bekannt ist. Dieses Institut wird von einem gewissen Charles J. Parsons betrieben. Derselbe war ursprünglich ein Farmer. Vor 7 oder 8 Jahren, als Ungarn so sehr an Ueberfluthungen zu leiden hatten und viele der dortigen Einwohner ihre Heimath verließen, fing er das Arbeitsvermittlungsgeschäft an. Während der ersten paar Jahre schien er sein Geschäft in legitimer Weise zu betreiben und es wurde ihm daher gestattet, von Castle Garden aus direkt den Einwanderern Arbeit auf dem Lande zu verschaffen. Später wurde sein Geschäft so ausrüchig, daß selbst die Behörden von Castle Garden ihn von dort ausschloffen. Parsons machte dann Fitzpatrick's Arbeits-Bureau in Nr. 32 Greenwiche Str. zu einem „Little Castle Garden“, wohnin man seine Opfer lockte und sie veranlaßte, einen Kontrakt zu unterschreiben, in Folge dessen man sie getrost in die Sklaverei nach den Neu-England-Staaten senden konnte. In einem solchen Kontrakt, der den Betrogenen seitens ihrer eigenen als Dolmetscher fungierenden Landsleute falsch übersezt wird, müssen sich die Betroffenen verpflichten, für eine gewisse niedrige Löhnung sechs Monate oder ein Jahr lang da zu arbeiten: wo ihnen der betreffende Kontrakt oder Agent Beschäftigung verschafft. Für die Erfüllung des Kontraktes müssen sie mit ihrem gesammten Eigenthum haften. Wenn man auf diese Weise 20 oder 30 Leute zusammengetrommelt hat, dann werden sie nach ihrem Bestimmungsorte abgeschickt. In Northampton, Mass., angekommen, werden sie von Farmern ausgehütet, die dann 10 Dollars Kopfgehalt für ihre Lohnsklaven an den Händler auszubahlen. Der New-Yorker Agent erhält von diesem Blutgelde für jeden Einwanderer 2 Dollars, während Parsons das Restgeld bezahlt und den Rest in die Tasche steckt. Der Miethspreis für starke kräftige Männer ist höchstens 100 Dollars pro Jahr. Für Frauen bezahlt man für denselben Zeitraum in keinem Falle mehr als 50 Dollars, während Kinder für ihre Kost und Kleidung zu arbeiten pflegen. Wenn man bedenkt, daß die Farmer den amerikanischen Arbeitern von 18 bis 20 Dollars per Monat zahlen müssen, so kann man sich leicht erklären, daß sie es vorziehen, kräftige und gesunde Ausländer für nur 8 Dollars oder noch weniger Lohn pro Monat anzustellen. Aus dem Vorstehenden kann man ersehen, daß das Gesetz gegen die Einwanderung von Arbeitern unter Kontrakt ein Schlag ins Wasser ist. Diese Leute kommen nicht unter Kontrakt und werden doch genau so betrogen und ausgebeutet, und dienen den Unternehmern daher ebenso zum Lohnbrud.

Vereine und Versammlungen.

Verein der Steindrucker und Lithographen. Am Donnerstag hielt Herr Fritz Amert im Lufsenstädtischen Konzertsaal einen Vortrag über Shakespeare's „Hamlet“. Redner wies darauf hin, daß es keiner Rechtfertigung bedürfe, weshalb er dieses Thema mit dem Motto: „Etwas ist faul im Staate Dänemark“ gewählt habe; wohl aber hätte sich unser Jahrhundert zu entschuldigen, daß es die aufgeschobene Bildungsschule, unter denen der Hamlet eines der seltensten Juwelen sei, nicht den weitesten Volkstheatern allgemein zugänglich gemacht habe, sondern diese Schätze gleichsam unter der Faust der grassirenden Scheinbildung einerseits, unter der unverhüllten Rohheit totaler Unbildung andererseits vergraben habe. Nach wenigen biographischen Bemerkungen über Shakespeare kennzeichnete Redner die dominirende Stellung des Dichters in der englischen Literatur. Auch in der Weltliteratur nehme Shakespeare einen Ehrenplatz ein, und wenige Dichter aller Völker vermöchten ihm den Vorber freitig zu machen. Man könne ihn nicht treffender und maßvoller zugleich charakterisiren, als wenn man seine eigenen Worte auf ihn selbst anwende: „So mischten sich in ihm die Elemente, daß die Natur aufstehen durfte und der Welt verkünden, — das war ein Mann!“ — Nachdrücklich machte Redner gegen den durch Gerwinus in Deutschland eingebürgerten übertriebenen Shakespeare-Stultus Front. Was aber von Shakespeare, das gelte von allen sogenannten großen Männern. Wahrheit groß könne nur ein Volk, die Menschheit sein, nicht aber der Einzelne, der sich zur Gemeinschaft verhalte wie die Schaumflode zum Ozean. — Redner erwähnt die trefflichen und billigen Uebersetzungen Shakespeare's. Leider bleibe bei den heute herrschenden Zuständen, bei der durchschnittlich unzulänglichen Vorbildung des Arbeiters durch die Armenschule (Volksschule), bei seiner erbärmlichen ökonomischen Lage, bei der Länge seines Arbeitstages das arbeitende Volk auch von den geistigen Gütern so gut wie ganz ausgeschlossen. Man sei wohl nicht im Unrecht, wenn man den Hamlet als das Meisterwerk unter allen den Haupt- und Meisterwerken Shakespeare's bezeichne. Durch Erzählung, Zitate und Erläuterung führte Redner seine Zuhörerschaft nunmehr in den Inhalt der Tragödie ein. Hamlet sei kein Ideal der Männlichkeit; ja, durch die Entfaltung seiner Liebe zu Ophelia, die er zuerst in den geistigen, dann in den physischen Tod gejagt habe, nehme er eine jenseitige Reiteration an sich selbst vor. Mit all den spitzfindigen Grübeleien, die er sich höchst wahrheitsgemäß in Deutschland auf der Universität Wittenberg angekränelt habe, gelangte er nicht zur That; auch den Jocke seines Lebensrettes überlasse er einem windigen Zufall. Dagegen hätte Hamlet, wie kein anderer, wie auch Horatio nicht, erkannt, daß in den Sphären der Kunst und herrschenden Schulweisheit, auf religiös-sittlichem sowohl, als auch auf sozial-politischem Gebiete nicht nur etwas, sondern sehr viel, dabei alles trostlos faul sei — im Staate Dänemark. Unsere Zeit aber brauche werthbächtige Männer, Vollmänner an Leib und Geist, die unentwegt nach der Erkenntniß „der Kampf ist Pflicht für Recht und Licht“ handeln, die den Gedanken freudig in die That übertragen. Bestimmte Zweifelheit hemme nicht nur Individuen, sondern auch Völker, vor allen den Hamlet unter den Völkern, Deutschland, im Vorschreiten. Darum mit allem unnützen Ballast energisch über Bord! Die Segel fahn aufgehört und hoffnungsfroh vorwärts gesteuert. Vorwärts! das sei die Lösung.

Der Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter hielt am Sonnabend Abend in Grätzel's Bierhallen, Weichstr. 8, eine gut besuchte Versammlung ab, in welcher Herr Schmidt einen Vortrag hielt über: „Egoismus in der Nationalökonomie.“ — Später ward folgender Antrag angenommen: „Mitgliedern, welche Unterstützungen u. s. w. durch den Verein empfangen haben und dem Verein dann den Rücken kehren, ist die Unterstützung fernerhin zu versagen.“ Der Antrag wurde damit motivirt, daß ein Vereinsmitglied die Opferwilligkeit des Vereines in schändlicher Weise mißbraucht habe. Nachdem noch dem Kassier, die Dampferpartie betreffend, Decharge erteilt worden war, wurde die Versammlung geschlossen.

Fachverein der Buchbinder. In der am vergangenen Sonnabend stattgehabten Versammlung des Fachvereins der Buchbinder war der erste Punkt der Tagesordnung „Zur Geschichte der Zünfte.“ Referent erläuterte die Entstehung derselben durch die damalige Produktionsweise, ihre Blüthezeit im Mittelalter, sowie ihre Vernichtung durch die moderne Großproduktion und die Einführung der Gewerbefreiheit. — Daran schlossen sich in der Diskussion einige kritische Bemerkungen über die Wiederbelebungsvorläufe der Zunft in der Neuzeit und die mit derselben fast Hand in Hand gehende Unterdrückung der gewerkschaftlichen Arbeitervereinigungen. — Im Verlauf der Versammlung machte noch der Vorsitzende bekannt, daß die Klage auf Aufhebung der dem Vorstand im Mai dieses Jahres zugegangenen Verfügung des Kgl. Polizei-Präsidiums vom Bezirks-Ausschuß hier selbst abgewiesen worden sei, da dieselbe vom Kgl. Polizei-Präsidium als Vertreter der Landes-Behörde und gleichzeitigem Aufsichtsbeamten über sämtliche Kassen-Einrichtungen erlassen sei, mithin sich der Bezirks-Ausschuß hier selbst für inkompetent erklären mußte. — Die Verfügung verlangte, wie wohl aus der Gewerkschaftsbewegung im Allgemeinen schon bekannt sein dürfte, die Nachscheidung der ministeriellen Erlaubnis zur Auszahlung eines Reise-Geldes und einer (bei den Fachvereinen gar nicht bestehenden) Arbeitslosen-Unterstützung. — Da der Vorstand des Vereins jedoch der Ansicht war, daß das Auszahlen eines Reise-Geldes seine genehmigungspflichtige Versicherungs-Einrichtung sein könne, also auch nicht von Verfügungen eines Aufsichtsbeamten über die Kassen-Einrichtung die Rede sein kann, so können wir demnach auch den Beschluß des Bezirks-Ausschusses nicht als richtig anerkennen. Daraufhin hat der Vorstand im Einverständnis mit den Vereinsmitgliedern beschlossen, gegen den Entschluß des Bezirks-Ausschusses zu Berlin bei dem Ober-Berwaltungs-Gericht Berufung einzulegen.

Behufs Besprechung der Einführung der zehnstündigen Arbeitszeit hatte die freie Vereinigung der Lohrgerber und Lederjuristen alle Arbeitgeber und Berufsangehörigen Berlins für Sonntag, den 25. September, zu einer gemeinsamen Versammlung eingeladen. Dieselbe fand im Robert'schen Saale, Weinstraße 11, unter äußerst reger Beteiligung der beiderseitigen Interessenten statt. Wie Herr Buchner mittheilte, ist bereits in der letzten Versammlung der freien Vereinigung die Einführung der zehnstündigen Arbeitszeit besprochen und beschlossen worden und hat der Vorstand einen weiteren Beschluß gemäß die Berliner Fabrikanten mittelst Zirkular von diesem Vorhaben in Kenntniß gesetzt. Das Resultat ist ein durchaus befriedigendes, denn die große Mehrzahl der Fabrikanten und Meister hat sich mit dem Vorhaben der Gesellen, der Einführung der zehnstündigen Arbeitszeit, durchaus einverstanden erklärt und, wie Herr Buchner mittheilte, in der Lage war, dieselbe in ihren Betrieben theilweise auch schon eingeführt. So sei z. B. in der Römer'schen Fabrik nach einem nur zweitägigen Streit nicht allein die verkürzte Arbeitszeit bewilligt, sondern auch eine Lohnerhöhung von 3 Mark pro Woche gewährt worden. Eine bemerkenswerte Ausnahme mache nur die Steinlein'sche Fabrik. Der Referent war der Meinung, daß es nur eines entschlossenen Vorgehens der Gesellen bedürfe, um ohne Schwierigkeit in allen Betrieben die zehnstündige Arbeitszeit einzuführen. Auch der Vorsitzende, Herr Neumann, sprach sich in ähnlichem Sinne aus und forderte zu entschlossenem Vorgehen und gemeinsamem Handeln auf. Auch werden speziell die Akkordarbeiter ersucht, die Sache der Lohnarbeiter zu der ihrigen zu machen. Da die Gesellen auch seitens der anwesenden Meisterschaft zu ihrem Vorhaben ermutigt wurden, so folgte die Versammlung nach längerer Debatte einstimmig dem Beschluß, am Montag, den 26. September, in allen Betrieben, in denen gegenwärtig länger als zehn Stunden gearbeitet wird, die Forderung der zehnstündigen Arbeitszeit zu stellen und überall da, wo diese Forderung nicht bewilligt werden sollte, sofort die Arbeit einzustellen. Die Forderung einer Lohnerhöhung solle mit der Forderung der Verkürzung der Arbeitszeit nicht verbunden. Sollte versucht werden, infolge der Verkürzung der Arbeitszeit an Stelle der Lohnarbeit die Akkordarbeit zu setzen, so dürfe, wie betont wurde, seitens der Gesellen hierauf unter keinen Umständen eingegangen werden. Die Weisgerber haben ihre Hilfe zugesagt. Etwaige Streikende werden von der freien Vereinigung unterstützt.

Fachverein der Steindrucker und Lithographen. In der letzten Versammlung erstattete die Fachkommission Abrechnung über den Streit bei der Firma Heumann u. Schmidt. Es gingen ein von Berlin und auswärts 1914,34 M., an Unterstützung z. wurden ausgegeben 1605,40 M. Die Mehrerinnahme betrug demnach 308,94 M. Der Fachkommission wurde Decharge erteilt und beschlossen, den Ueberschuß vom Streit der Vereinskasse zu überweisen. Hierauf wurde nochmals zur baldigen Wahl der Vertrauensmänner aufgefordert und erucht, die Adressen derselben bis 1. Oktober dem Vorstande mitzutheilen. Diesbezügliche Meldungen nehmen an: A. Schulz, Chorinerstr. 84; G. Splittschöber, Weinbergsweg 15b; D. Sillier, Admiralstr. 72; H. Hendrich, Langestr. 86. Darauf wurde beschlossen, zum diesjährigen Stiftungsfeste auch Damen einzuladen, und wurde zur Veranstaltung des Festes ein aus sieben Personen bestehendes Komitee gewählt. Ferner wurde mitgetheilt, daß der Kassirer vom 1. Oktober cr. ab Müllerstraße 182 wohnt. Die nächste Versammlung findet am Donnerstag, den 20. Oktober, im Souffler'schen Konzerthause statt.

Verband deutscher Mechaniker und verwandter Berufsangehörigen (Zahlstelle Berlin). Am Mittwoch, den 21. d. M., fand eine sehr gut besuchte Versammlung im Lokal von Rieft, Kommandantenstraße 71—72, statt. Herr Professor Dr. Petri hielt einen ebenso interessanten wie lehrreichen Vortrag über „Kreislauf der organischen Stoffe in der Natur“. Später forderte ein Mitglied diejenigen Kollegen, welche einer freien Hilfskasse beizutreten gewillt sind, auf, die Kündigung in der alten Kasse bald zu befragen. Bei dieser Gelegenheit wurde darauf hingewiesen, daß in vielen größeren hiesigen Werkstätten, als Siemens, Gebr. Raglo, Keiser u. Schmidt, jeder neu eintretende Arbeiter gezwungen sei, der „Neuen Maschinenbauers-Kasse“ beizutreten, anderen Falls er einfach wieder gehen könne. Der Arbeiter würde also auf diese Weise an der freien Wahl der Kasse verhindert.

Der Verein der Damenmäntel-Schneidergesellen, Bügler, Stepper und Zuschneider, hielt am 20. d. M. Michaelisstraße 39 eine Versammlung ab. Der Vorsitzende, Herr Langenhain, berichtete über den Verlauf der am 7. September stattgefundenen Versammlung der Damenmäntel-Schneiderinnung, zu welcher die Vereinsmitglieder eingeladen waren. Angesichts der Vorgänge, die sich in dieser Sitzung zwischen Meistern und den eingeladenen Gesellen zugetragen haben, wurde seitens der Versammlung eine geharnischte Erklärung angenommen, die mit den Worten schließt: „In Anbetracht des Vorgehens der Innung dem Gesellenverein gegenüber betont die am heutigen Tage tagende Versammlung die Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens der Kollegen; die weitere beharrliche Verfechtung unserer gerechten Interessen und kein Abweichen von dem hohen Ziele, welches sich der Verein gesetzt hat.“ — Nachdem noch ein Antrag, einen geselligen Abend mit Damen und Gästen am 5. November im Vereinslokal zu arrangiren, angenommen war, erfolgte der Schluß der Versammlung. Nächste Sitzung Dienstag, den 18. Oktober.

Der Fachverein der Steinträger Berlins hielt am 25. September in Kennesar's Salon, Dennowstraße 13, eine außerordentliche Mitgliederversammlung statt. Es wurde auf Antrag des Herrn Klinge beschlossen, daß künftig sämtliche Anträge schriftlich eingebracht werden müssen. Herr Heim legte sein Amt als Fachkommissionsmitglied nieder; die Neuwahl sollte in der nächsten Mitgliederversammlung erfolgen. Hierauf wurde zwei Kranken Mitgliedern auf Befürwortung der Fachkommission eine Unterstützung von je 20 Mark bewilligt. — Der Vorsitzende, Herr Wallentin, beantragte, am zweiten Weihnachtstage dieses Jahres eine Matinee zum Besten der Hinterbliebenen der bei dem Bau des städtischen Siechen-

hauses verunglückten Arbeiter zu veranstalten. Dieser Antrag wurde ebenfalls nach kurzer Debatte angenommen. Herr Lehmann theilte alsdann der Versammlung mit, daß bei den Meistern und Polieren, bei welchen er ca. 5 Jahre gearbeitet, die Arbeiten von Kollegen um eine Mark und noch mehr unter dem Lohnsatz geliefert und daß hierbei andere Kollegen benachtheiligt würden. Herr Rood sprach sich sehr scharf gegen das sogenannte Kolonnen-system aus und ersuchte die dem Verein noch fernstehenden Kollegen, sich demselben als Mitglieder anzuschließen. Nachdem noch Herr Stroten sich an der Debatte betheiligte, machte der Vorsitzende bekannt, daß am 30. Oktober eine Versammlung einberufen werden soll, zu welcher nur die Mitglieder, welche die rote Karte besitzen oder zum Unterstützungsfonds beisteuern, Zutritt haben. Die nächste ordentliche Mitgliederversammlung findet am 9. Oktober statt.

Im Gewverein der Maler Berlins hielt am 20. September bei Rieft, Kommandantenstraße 71—72, Herr Schweizer einen Vortrag über: „Die Innung in der Gegenwart und ihre Stellung zum Handwerk.“ Zum Schluß meinte Redner: Recht bedauerlich sei es, daß sich die modernen Innungsschwärmer so schroff den Arbeitern und Arbeiterorganisationen gegenüber verhalten. Durch die verlangte Einführung der Arbeitsbücher für alle Arbeiter ohne Unterschied des Alters, durch die fortgesetzten Denunziationen der Fachvereine hätten die Innungen zur Genüge gezeigt, was den Arbeitern bevorstehe, wenn die Gesehung den Wünschen der Innungsschwärmer noch weiter Rechnung tragen würde. Wenn die Kleinmeister die gewerblichen Interessen richtig fördern wollten, so müßten sie mit den Arbeitern Hand in Hand gehen, da die Zahl derjenigen, welche aus den Reihen der Handwerksmeister in die Reihen der Arbeiter gedrängt werden, sich fortgesetzt steigern würde. Die Arbeiter aber sollten sich durch die Angriffe der Innungsschwärmer nicht beirren lassen und für festgeschlossene Organisationen nach Kräften wirken; nur durch Einigkeit und Ausdauer könnten sie ihre gewerblichen Interessen vertreten. (Lebhafte Beifall.) — Zum zweiten Gegenstand der Tagesordnung machte der Vorsitzende darauf aufmerksam, daß die Unterstützungskasse vom Verband aufgelöst worden sei, weil die Polizeibehörde das Weiterbestehen derselben nur nach Einholung der staatlichen Genehmigung gestatten wollte. — Hierauf wurde über den Arbeitsnachweis diskutiert und beschlossen, bei der Adressenausgabe an Arbeitsuchende die Mitglieder des Vereins in erster Linie zu berücksichtigen. Die Arbeitsvermittlung geschieht für Mitglieder wie auch für Nichtmitglieder unentgeltlich. Herr Herzog theilte mit, daß der Unterricht in der Fachschule demnächst beginnen wird und forderte zu zahlreicher Betheiligung daran auf. Anmeldungen von Theilnehmern werden jeden Abend bei Sodite, Ritterstraße 123, angenommen. Für die Hinterbliebenen zweier Kolonnen-Kollegen, welche ihrem Beruf zum Opfer fielen, wurde eine Sammlung vorgenommen, welche 970 M. ergab. Die Vereinsversammlungen finden monatlich einmal, und zwar jedesmal am Dienstag nach dem 15. statt.

Der Verein der Kistenmacher hielt am 24. September in den Armin-Hallen eine Versammlung ab. Auf der Tagesordnung stand als 1. Punkt: Erwahlung der ausgetretenen Vorstandmitglieder. Ausgelost waren der erste Vorsitzende Jähernig, der erste Schriftführer Beyer, der zweite Kassirer Schneider, und von den Revisoren Kollege Pflüggeil. Gewählt wurden, resp. wieder gewählt als erster Vorsitzender Jähernig, als erster Schriftführer Wagner, als zweiter Kassirer Schlicht, und da Kollege Wagner das Amt des Schriftführers angenommen hatte, mußten zwei Revisoren gewählt werden. Die Wahl fiel auf die Kollegen Hering und Witte. — Zum 2. Gegenstand der Tagesordnung: Wahl einer Arbeitsnachweis-Kommission bemerkte der Vorsitzende, daß der Verein jetzt in die Lage gekommen sei, wieder eine solche Kommission zu wählen, da der Verein unseres Vereinslokals, Herr Dedert, Holzmarktstraße 3, welcher den Arbeitsnachweis bis jetzt verwaltet habe, das Lokal räumen müsse und hob dabei die Verdienste hervor, welche sich Herr Dedert um den Verein erworben habe, und bat die Kollegen, dafür auch fernerhin Herrn Dedert durch den Besuch seines neuen Lokals, Chausseestraße 111 ihr Wohlwollen zu beweisen, da der Verein ihm dahin wegen der großen Entfernung vom Mittelpunkt der Stadt nicht folgen könne. Der Arbeitsnachweis befindet sich vom 1. Oktober ab im Lokal von Kuhls, Köpnickstraße 55a. Gewählt wurden in die Kommission die Kollegen Fündelien, Frauendorf, Müller, Kusche, Torffieder, Rudolf und Rosenfeld. Zum Schluß machte der Vorsitzende bekannt, daß das Stiftungsfest des Vereins am 12. November im Lokale Königsplatz, Gr. Frankfurterstr. 117, stattfindet. Hierauf wurde die Versammlung geschlossen.

Der Fachverein der Metallarbeiter in Gas-, Wasser- und Dampfmaschinen hielt am Sonnabend, den 24. September, bei Jordan, Neue Grünstr. 28, eine Mitgliederversammlung ab. Herr Dr. Bohn hielt einen Vortrag über „Geschichte und Charakter der deutschen Stämme“, welcher von der Versammlung sehr beifällig aufgenommen wurde. Eine Diskussion fand nicht statt. — Alsdann erfolgte die Berichterstattung der Bibliothekskommission durch Herrn Schulz. Hierauf wurden die von der Kommission ausgearbeiteten Statuten beraten und die §§ 1—4 ohne Debatte angenommen. Bei § 5 wurde der erste Theil gestrichen und § 6 abgeändert. Ein Antrag des Herrn Schulz, eine Kommission zur Unterstützung des Bibliothekars zu wählen, wurde angenommen. Es meldeten sich freiwillig als Kommissionsmitglieder die Herren Edert, Wollnerstraße 17, I, und Jod, Reperstr. 17, III, für den Norden; Bach, Friedenstr. 90, für den Osten; Schulz, Waldertstr. 94, III, für den Süden und Stiller, Lantwischstr. 8, IV, für den Westen Berlins. Sodann beschloß die Versammlung, die Statuten sobald als möglich in Druck zu geben, und jedem Mitgliede ein Exemplar ins Leihungsbuch einzuhändigen. Die Ausgabe der Bücher erfolgt jeden Mittwoch Abend von 8—10 Uhr bei Herrn Schulz, Waldertstr. 94, wo sich jedes Mitglied durch sein Leihungsbuch zu legitimiren hat. Die nächste Versammlung findet am 22. Oktober in demselben Lokale statt.

Fachverein der Böttcher. In der letzten Versammlung hielt Herr Dr. M. Baumgart einen beifällig aufgenommenen Vortrag über „Die Kriminaljustizpflege während des Mittelalters, mit besonderer Berücksichtigung der einschlägigen Verhältnisse in der Mark Brandenburg und in Berlin.“ — In der Diskussion sprachen sich mehrere Redner als Gegner der Todesstrafe aus, welche als mit der heutigen Kultur nicht vereinbar bezeichnet wurde. Nur durch eine humane Erziehung und Besserung der sozialen Verhältnisse könne dem Verbrechen gesteuert werden. — Hierauf wurde über das Bestreben der Kollegen mehrerer Städte, eine Lohnaufbesserung herbeizuführen, debattirt und zur Unterstützung der streikenden Kollegen aufgefordert. Ferner wurde mitgetheilt, daß der Streit in Dresden beigelegt wurde, und alsdann ein Artikel des Innungs-Berichts verlesen, welcher von Verunglimpfungen derjenigen Kollegen, die den Streit leiteten, geradezu strotzte und in welchem viele unwahre Behauptungen aufgestellt wurden. Auch wurde bedauert, daß so viele Kollegen, welche Arbeit suchen, sich an den Arbeitsnachweis der Innung wenden, statt den Verein zu benutzen, der den Arbeitslosen gern Arbeit verschaffe, oder, falls dies nicht möglich, eine Unterstützung gewähre.

— Fachverein für Schlosser und Berufsangehörigen. Montag, den 3. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, bei Gratzweil's, Beuthstraße 8, Versammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag über Feuerbestattung. Referent: Herr Redakteur Stein. 2. Aufnahme neuer Mitglieder. 3. Verschiedenes. Kollegen als Gäste sind stets willkommen. Der Vorstand.

— Verein der Einseker (Tischler). General-Versammlung am Sonntag, 2. Oktober, Vormittags 10 Uhr, Neue Friedrichstr. 44. Tagesordnung: 1. Kassen- und Revisionsbericht. 2. Abrechnung von der Dampferpartie und Sommervergütungen. 3. Verschiedene Vereinsangelegenheiten. 4. Fragelasten. Mitgliedsbuch legitimirt. Neue Mitglieder werden vor und nach der Versammlung aufgenommen.

— Verband deutscher Zimmerleute. Lokalverband „Berlin Nord“. Versammlung am 5. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, im Lokale Köblingerstraße 17. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Benken-dorf „Ueber den Einfluß der Bildung auf den Werth des Lebens“. 2. Abrechnung. 3. Verschiedenes. 4. Fragelasten.

— Arbeitsnachweis für Drechsler u. Der Fachverein sämtlicher im Drechslergewerbe beschäftigten Arbeiter Berlins macht bekannt, daß der Arbeitsnachweis bei Winger, Raumnstr. 78, eröffnet ist und bietet um rege Betheiligung.

— Fachverein der Buchbinder und verwandter Berufsangehörigen (Verbandsverein). Sonnabend, den 1. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung im Restaurant Reger, Alte Jakobstraße 83. Tagesordnung: 1. Betrachtung über Sitte und Ordnung. 2. Verschiedenes und Fragelasten. Gäste willkommen!

— Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler. Versammlung (heute) Sonnabend, den 1. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, Michaelisstr. 39. Tagesordnung: 1. Vereinsangelegenheiten. 2. Verschiedenes. Neue Mitglieder werden aufgenommen. Gäste haben Zutritt. Die Mitglieder werden ersucht, recht zahlreich zu erscheinen.

— Freireligiöse Gemeinde. Köpenickerstraße 38. Sonntag, den 2. d. M., Vorm. 10 Uhr, Vortrag des Herrn C. Bogtberg über „Das Pflichtgefühl als Gipfel der Religion.“ Damen und Herren als Gäste willkommen.

— Fachverein der Puger. Sonntag, den 2. Oktober, Vormittags 11 Uhr, bei Schaffer, Inselstr. 10, General-Mitglieder-Versammlung. Tagesordnung: 1. Abrechnung vom 3. Quartal und dem Stiftungsfest. 2. Neuwahl des gesammten Vorstandes. 3. Verschiedenes. Um zahlreiches und pünktliches Erscheinen ersucht Der Vorstand.

Literarisches.

Die Revolution seit dem 16. Jahrhundert. Von Wilhelm Hohoff. Freiburg 1887. Herder. Preis 9 M. 75 Pf. — Der Verfasser dieser Schrift wird vielleicht manchem unserer Leser bekannt sein. Er ließ sich seinerzeit mit dem Leipziger „Volkstaat“ in eine Polemik über „Christenthum und Sozialismus“ ein und gab somit indirekt Anlaß zur Abfassung einer Broschüre, die allerdings dem Sozialisengeheiß zum Opfer fiel. In seinem umfangreichen neuesten Werke müht sich Hohoff an dem Nachweis ab, daß mit der Reformation alles Unheil in die Welt gekommen sei und daß die ganze Kette der modernen Revolutionen, die in einer großen proletarischen Revolution der Zukunft zu enden drohe, ihr Anfangsglied in der Thätigkeit der Reformatoren besitze. Dieser Nachweis wird mit einer oft geradezu verblüffenden Belesenheit, mit Vorliebe gerade aus den Schriften protestantischer und liberaler Gelehrter zu führen gesucht. Man wird hierbei vieles Belehrende darüber finden, wie die Reformation im Dienste materieller Interessen stand, wie sie die geistigen und materiellen kirchlich-feudalen Fesseln lockerte, um der Bourgeoiswissenschaft und -wirtschaft freiere Bewegung zu verschaffen, wie die Reformation also allerdings dazu beitrug, die Gründung der bürgerlichen Herrschaft zu fördern. Aber die Grundanschauung des katholischen Zeloten ist geradezu erstaunlich in ihrer Naivität. Das bischen kirchliche Reformation hat während nicht den großen Umwandlungsprozeß seit dem sechzehnten Jahrhundert hervorgerufen, sondern sie ist selber nur ein Symptom eines viel tiefer liegenden allgemeinen Umwandlungsprozesses. So sehr also die Reformation auch von dem autoritätsleugnenden Geiste des Individualismus durchdrungen ist, so wenig hat sie ihn doch erzeugt, und es heißt dann vollends noch Ursache und Wirkung verwechseln, wenn Herr Hohoff diesen Geist und damit indirekt die Reformation als Ursache unserer liberalen Wirtschaftsordnung hinstellt. Einem Geistlichen mag man es ja verzeihen, wenn er die kirchlichen Ideen für das Beherrschende und Grundlegende der ganzen Geschichtsentwicklung ansieht. Der Gelehrte aber sollte heute wissen, daß umgekehrt aus den materiellen Verhältnissen bestimmte Formen der Religion und der kirchlichen Verfassung mit Nothwendigkeit hervorzurufen und daß daher aus der Reformation nicht die liberale Wirtschaftsordnung entstand, sondern daß umgekehrt die Reformation erfolgte, weil der Katholizismus in seinen alten Formen der aufsteigenden neuen Wirtschaftswelt und ihren Trägern in Stadt und Land zum Hemmnis geworden war.

J. R. Schreiber, Die Eisenbahnen als öffentliche Verkehrs-Einrichtungen und ihre Tarifpolitik. 17 Bogen, Preis 4 Mark. Seit der Verstaatlichung des größten Theiles der deutschen Bahnen werden Eisenbahnfragen noch mehr als je im öffentlichen Leben diskutiert. Herabsetzung des Personentarifs, um den Verkehr zu steigern, Ersetzung des nach Kilometern abgestuften, verwickelten Personentarifs durch einen einfachen Zonentarif wie beim Postpaketverkehr, Abschaffung der Differentialtarife, große Reformen im Güterverkehr im Dienste der „nationalen“ und agrarischen Wirtschaftspolitik — alle diese berechtigten und unbedingten Forderungen tauchen heute jeden Tag in neuer Form auf. Ohne Klarheit über gewisse grundlegende Fragen des ganzen Eisenbahnwesens wird man sich aus dem Labyrinth widersprechender Meinungen schwer herausfinden. Hier orientirt das vorliegende Buch ganz gut. Der Verfasser kennzeichnet zunächst die Stellung der Eisenbahnen (Staats- und Privatbahnen) in der Gemeinwirtschaft des Staatshaushalts, bespricht sodann die Organisation ihrer Wirtschaftsführung, die leitenden Finanzprinzipien ihrer Verwaltung und die daraus ersließende Tarifpolitik, um zuletzt der Streitfrage: ob Staatsbahnen oder Privatbahnen? näher zu treten. Ein anschließender kurzer Beitrag zur Geschichte der Entwicklung des Eisenbahnwesens in England, Frankreich, Deutschland und Oesterreich-Ungarn dient dazu, durch veranschaulichende Beispiele die vorangegangenen Erörterungen zu erläutern und dadurch einen zutreffenden Vergleich der verschiedenartigen Entwicklung und Gestaltung des Eisenbahnwesens in den genannten Ländern zu ermöglichen. Das Buch ist gut ausgestattet und verhältnismäßig billig.

Die Mitglieder des Deutschen Reichstags in den Legislaturperioden von 1870—1887 des gegenwärtigen Reichstags, des konstituierenden und norddeutschen Reichstags und des Zollparlaments. Kammerliches Verzeichniß der Mitglieder der genannten gesetzgebenden Körperschaften mit Angabe ihrer Geburtsjahre, Konfession, Stellung im bürgerlichen und öffentlichen Leben, Parteistellung, Fraktionszugehörigkeit u. unter Bezeichnung der von ihnen vertretenen Wahlkreise. Zusammenge stellt von Hermann Schoenfeld. Ueber 150 Druckseiten. Preis bei frankirter Zusendung 50 Pf.

Briefkasten.

Was ist ein Scab? fragen Sie. Die organisirten amerikanischen-englischen Arbeiter nennen diejenigen, welche keiner Organisation angehören und unter dem Lohne arbeiten, „Scab“ (Räubiger). Die Glasmacher speziell nennen ihn „Blackshoop“ (räubiger Schaf). Jüngst spielte sich in dieser Angelegenheit ein Prozeß ab, und der Richter gab über das Wort „Scab“ folgende Erklärung ab: „Ein Räubiger (Scab) ist seinem Gewerke gegenüber das, was ein Verräther seinem Vaterlande gegenüber ist. Beide nähern in Kriegzeiten dem Feinde (hier dem Unternehmer). Wenn Hilfe nötig ist, so ist der Räubiger (Scab) der Letzte, beizusteuern, während er der Erste ist, nach einem Ruhen zu haben, den herbeizuführen er nicht mitgewirkt hat. Er ist nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht und sieht nicht über seine Nase hinaus. Für eine lumpige Schmeichelei ist er bereit, seine Freunde, seine Familie und sein Gewerbe zu verrathen. Kurz, er ist ein Verräther in keinem Maßstabe, welcher erst seinen Wirtmenschen verkauft, dann von seinem Arbeitgeber verkauft wird, bis er schließlich von Beiden verabscheut und verlassen wird. Er ist ein Feind seiner selbst, seines Zeitalters und seiner Nachkommen.“